1

Das Räthsel in Marmor.

Originalnovelle

von

Gustav Höcker.

1880.

Beilage zum „Korrespondenten von und für Deutschland" in Nürnberg.

Nachdruck verboten.

I.

Durch die verschlungenen Gänge eines der Friedhöfe der Residenz wandelte an einem Spätnachmittage im August 1855 langsamen Schritts ein hoch und kräftig gewachsener Herr. Seine Gesichtszüge waren geistig belebt und von edlem Ausdruck, aber ein tiefer Ernst bereitete sich darüber. Er trug das dunkelbraune Haar ganz kurz geschoren und auch der Vollbart, den ein dunkler Schein auf Wangen und Kinn andeutete, war glatt rasirt, beides wahrscheinlich mit Rücksicht auf die heiße Jahreszeit.

Er mochte wohl fremd in diesen Wohnungen des Friedens seyn; denn wo sich die Wege kreuzten, blieb er unschlüssig stehen, zweifelhaft über die Richtung, die er einschlagen sollte. Plötzlich verfiel er aus seinem gemessenen Schritte in eine etwas raschere Gangart, als gälte es einem bestimmten Ziele. Er hatte von Weitem ein Monument und dabei ein Quadrat von Gräbern entdeckt, die durch ihre Schlichtheit und Gleichförmigkeit auffielen. Es gibt auf vielen Friedhöfen solche Hügelreihen, deren stumme Bewohner in gemeinschaftlichem Unglück den Tod fanden, sei es durch eine verheerende Seuche, eine Sturmfluth oder einen furchtbaren Brand, der Massen von Menschenleben forderte. Auch die hier Begrabenen, welche der fremde Mann gesucht und endlich gefunden hatte, waren einen gemeinschaftlichen Tod gestorben. Sie Alle hauchten ihr Leben für die Freiheit aus; viele unter ihnen nur für die entfesselte Furie der Anarchie und Gesezlosigkeit, viele im unklaren Jugenddrange nach einem Ideale; manche mit der klaren Erkenntniß eines erreichbaren Zieles. Es waren die gefallenen Freiheitskämpfer des Dresdener Maiaufstandes von 1849.

Der Fremde schritt durch die Hügelreihen, und wo eine Inschrift den Namen der Todten nannte, beugte er sich herab, um sie zu lesen. Zuweilen sann er nach und nickte dann leise mit dem Haupte, als sei ihm der Name wohlbekannt. Die Gräber entbehrten meist des Schmucks; die Kränze, die darauf lagen oder auf den Kreuzen hingen, waren längst verwelkt. Nur von einem der Hügel hob sich ein farbiger Kranz ab, der erst vor wenigen Tagen von liebender Hand hier niedergelegt seyn konnte. Auch ein marmorner Denkstein mit einem Kreuze zeichnete das Grab vor vielen andern aus. Zwei verschlungene Hände waren in den Marmor eingemeißelt und darunter las der fremde Kirchhofbesucher folgende Inschrift:

„Wohl mag menschliches Irren die Herzen trennen,
Und für trüglichen Schein kämpft sich der Wandrer ins Grab.
Doch die Treue harrt aus und blickt hoffend hinüber,
Wo vor dem himmlischen Lichte die Binde herabsinkt
Und, was entzweit war, zu ewigem Bunde sich eint."

Ueber den beiden verschlungenen Händen standen noch einige Worte und Ziffern. Kaum hatte der Fremde auch diese gelesen, als er, wie von einem Schwindel erfaßt, mehrere Schritte zurücktaumelte. Rasch erholte er sich jedoch wieder von seiner seltsamen Erschütterung. Unmöglich konnte er richtig gesehen haben; sein Auge hatte ihn wohl getäuscht. Er trat wieder näher, um sich nach dem Steine herabzubücken, und aufs Neue zu lesen. Aber so genau er auch jeden Buchstaben, jede Zahl betrachtete, nach wie vor lautete die Inschrift:

Wolfgang Ritter.
Geboren am 14. August 1827 zu Leipzig. † 9. Mai 1849.

Welche geheime Macht besaßen diese schlichten Daten, daß sie den Lesenden so tief ergriffen? Nannten sie den Namen seines theuersten Freundes, wohl gar eines geliebten Bruders, den er noch unter den Lebenden geglaubt und unerwartet unter den Todten fand? Sein Auge blieb trocken, der Ausdruck seiner Züge war nicht der einer schmerzlichen Ueberraschung. Eher war es Schrecken, was ihn bannte, und wie er die gefaltenen Hände fest zusammengepreßt hielt und dabei ungläubig mit dem Kopfe schüttelte, schien es zugleich, als ob er es mit etwas Unbegreiflichem, ja Unmöglichem zu thun habe. Und so war es auch; denn

die kurze Kunde von Beginn und Erlöschen eines Menschenlebens, deren vertiefte Schriftzüge im Purpurschein der sinkenden Sonne mit scharfen schattigen Rändern vor seinen Augen standen, behaupteten nichts Geringeres, als daß er selbst unter diesem Hügel begraben liege. Der Zufall war nicht denkbar, daß diese Namen und Daten auch auf einen Andern stimmen konnten. Vor- und Zuname, Geburtstag und Heimath, — Alles traf aufs Genaueste zu, und der 9. Mai 1849, der hier als sein Todestag bezeichnet wurde, war für ihn ein Tag verhängnißvoller Erinnerung, von dem eine neue Wendung seines Lebens ausging.

Damit er uns aber kein Fremdling bleibe, mit dem ein bloßer Zufall uns zusammengeführt hat, möge jezt seine Vergangenheit an uns vorüberziehen, bis uns der Gang der Begebenheiten an die Stelle zurückführt, an der wir ihn seinem Sinnen und Grübeln überlassen müssen.

* * *

Wolfgang Ritter war der Sohn und zugleich das einzige Kind eines Leipziger Buchhändlers. Nach dem Tode des Vaters wurde das Geschäft verkauft, da Wolfgang keine Neigung für den buchhändlerischen Beruf zeigte, sondern sich dem philosophischen Studium gewidmet hatte. Seine hohe nervige Gestalt, das üppige Lockenhaar und der mächtige Bart verliehen ihm etwas von einem Helden, der, hoch zu Roß, in Wams und Federhut und das breite Schlachtschwert an der Seite, eines jener Bilder ritterlicher Männlichkeit und Vollkraft gegeben hätte, wie sie uns durch die Kunst des Pinsels und des Meißels aus früheren Jahrhunderten überliefert worden sind. Er war ein tonangebender Führer unter der Studentenwelt, ein begehrter Gesellschafter bei der Damenflora der höheren Kreise; aber er vernachlässigte darüber seine Mutter nicht, mit der man ihn fast täglich Arm in Arm spazierengehen sah. Trozdem ihm ein reiches mütterliches Erbe in Aussicht stand, welches seine Zukunft sicherte und ihn leicht zu behaglichem Müßiggang verführen konnte, gab er sich doch mit Eifer seiner Wissenschaft hin und hegte den Plan, nach absolvirtem Studium den Lehrstuhl zu besteigen.

Eines Nachmittags saß er in seiner Studirstube. Eine trübe, unbehagliche Stimmung ließ ihn zu keiner rechten Sammlung

seiner Gedanken kommen. Es drückte Etwas auf Geist und Gemüth, wie eine schwere Ahnung. Die Mutter hatte sich heute unwohl gefühlt. Sie war, troz Wolfgangs Abmahnen, ausgegangen, und blieb noch immer weg, obgleich die Stunde, wo sie wieder hatte zurück seyn wollen, bereits überschritten war. Das versezte Wolfgang in eine Unruhe, die immer quälender wurde. Bald zog es ihn nach dem Fenster, bald sah er nach der Uhr. Bei der außerordentlichen Pünktlichkeit Frau Ritter's und der weiter und weiter vorrückenden Stunde wurde die Befürchtung, daß ihr ein Unfall zugestoßen sei, in Wolfgang endlich zur Gewißheit. So wenig seine äußere mannhafte Erscheinung auf Sensibilität schließen ließ, so besaß er doch ein warmes Herz, und das glückliche Familienverhältniß, in welchem er aufgewachsen war, hatte ihm die kindliche Ergebenheit für die Mutter bewahrt. Man kann sich daher seine Bestürzung denken, als athemlos ein ihm wohlbekannter Mann, der ihm Zeitschriften zu bringen pflegte, mit der Meldung ins Zimmer trat: Frau Ritter ist auf der Straße todt umgefallen und werde soeben in einer Droschke nach Hause gebracht. Es gibt Menschen von so mangelhafter Gemüthsbildung, daß sie sich ein großes Verdienst daraus machen, die ersten Boten einer Schreckenskunde zu seyn und allen Andern den Rang abzulaufen. Zu dieser Sorte gehörte der Kolporteur, welcher sich durch den bewiesenen Eifer den reichen Musensohn zu besonderem Danke zu verpflichten meinte. Todtenblaß eilte Wolfgang ans Fenster, unter welchem soeben eine geschlossene Droschke vorfuhr. Eine Dame sprang heraus, nach Gestalt und Kleidung Wolfgang völlig unbekannt; ehe sie das Haus betrat, warf sie einen Blick herauf, wie man ein fremdes Gebäude zu mustern pflegt, in welchem man sich irgend einer Mission zu entledigen hat. Wolfgang eilte ihr entgegen und traf sie auf der Treppe. Er wußte in diesem Augenblicke nicht, wie die Dame aussah, ob sie alt oder jung sei; er sah nur ein fremdes Antliz vor sich, auf dem sich eine ernste Theilnahme ausprägte.

„Sie bringen mir meine todte Mutter!“ rief Wolfgang nahezu fassungslos.

Ueber die Züge der Fremden flog ein Ausdruck des Widerspruchs, dem Wolfgang kaum zu glauben wagte.

„Beruhigen Sie sich,“ fügte sie rasch hinzu. „Ihre Mutter lebt!“

Der junge Student athmete tief auf. Das erste Wort, welches diese fremden Lippen gesprochen, war ein erlösendes, und wenn es auch immerhin eine Unglückspost war, die er noch zu vernehmen hatte, so erschien ihm die Fremde in diesem Augenblicke doch wie ein Engel. Nie wieder vergaß er den Moment, wo sich sein dankerfüllter Blick auf das jugendliche dunkle Antliz richtete, um welches sich schwarze Locken schlangen, nie mehr den Strahl aus den großen, zündenden schwarzen Augen, der ihm wie ein in Flammenschrift geschriebener Trost erschien. Es war nur ein flüchtiger Augenblick, über welchen die Besorgniß um die Mutter rasch wieder die Oberhand gewann. Sie war, wie Wolfgang jezt erfuhr, auf der Straße umgesunken und, obwohl sie sich nicht bewegen konnte, hatte sie doch so viel zu sprechen vermocht, um der Fremden ihre Wohnung bezeichnen zu können.

Wolfgang war mit wenigen Sprüngen die Treppe hinab und eilte auf die wartende Droschke zu, in der sich die erkrankte Mutter befand. Mit schwacher Stimme suchte ihn die Regungslose zu beruhigen. Er nahm sie, wie ein Kind, in seine kräftigen Arme und trug sie hinauf in ihr Schlafzimmer. Während die fremde Dame ihr hilfreiche Dienste leistete, wollte Wolfgang zum Arzte springen, da Niemand von der Dienerschaft anwesend war.

„Ich habe bereits unterwegs mehrere Personen nach Aerzten ausgeschickt und diese hierherbestellt," sagte das Fräulein, und kaum hatte sie den Saz vollendet, als auch schon ein Wolfgang wohlbekannter Mediziner erschien. Er untersuchte die Kranke und konstatirte einen Schlaganfall, der allerdings eine Lähmung im Gefolge habe, aber nicht lebensgefährlich sei. Als der Arzt, nachdem er die nöthigen Verordnungen getroffen, sich wieder entfernt hatte, sah Wolfgang die gesammte weibliche Dienerschaft um das mütterliche Krankenbett versammelt, aber nach der jungen Fremden suchte sein Auge vergebens. Sie mochte mit feinem Takte herausgefühlt haben, daß ihre weitere Hilfe überflüssig sei, und die fernere Gegenwart einer fremden Person unter den obwaltenden Umständen lästig werden könne. Unbemerkt war sie verschwunden. Es war Wolfgang peinlich, daß sie geschieden war, ohne auch nur ein Wort des Dankes für den der Mutter so thatkräftig geleisteten Samariterdienst von ihm empfangen zu haben. Niemand von der Diener-

schaft kannte sie; die Mutter erinnerte sich kaum noch ihres Aussehens. Vergebens blieben Wolfgang's Nachsuchungen. Nach ihrer eleganten Kleidung und ihren feinen Manieren zu schließen, gehörte sie offenbar den höheren Ständen an. Aber so weit auch Wolfgang's und seiner Mutter Bekanntschaften in diesen Kreisen reichten, so wußte man doch innerhalb derselben von keiner Persönlichkeit, auf welche sich das Aeußere der jungen Dame hätte zurückführen lassen, und da eine Erscheinung von so fremdartig fesselndem Reiz, von so entschieden südländischem Gepräge unmöglich hätte im Verborgenen bleiben können, wenn sie den höheren Familienkreisen der Stadt angehörte, so blieb nur die Annahme übrig, daß ihre Anwesenheit wohl eine vorübergehende gewesen sei. Wolfgang konnte an die Fremde nicht denken, ohne ein geheimes Weh im Herzen zu fühlen. Er meinte, es sei das beschämende Gefühl, so tief in ihrer Schuld zu stehen und doch keine Hoffnung zu haben, ihr jemals danken zu können. Die Erinnerung an Jemanden, dessen Bekanntschaft sich an ein für uns schmerzliches Ereigniß knüpft, ist gewöhnlich keine freundliche; für Wolfgang aber war der schwere Augenblick verklärt durch die thatkräftige Hilfe, welche die Fremde der Mutter bei ihrem ernsten Unfalle geleistet hatte, und durch ihr erstes beruhigendes Wort, womit ein schwerer Alp von seinem Herzen genommen wurde. In seiner Anschauung stellte sie sich ihm nicht als die Ueberbringerin einer Unglücksnachricht dar, sondern als ein tröstender Engel, der ihm den bittern Augenblick versüßte, und als solcher schwebte sie stets vor seinem Auge und beschäftigte seine Gedanken fort und fort, während Wochen und Monate entschwanden.

Die Kunst der Aerzte vermochte gegen Frau Ritter's Fußlähmung nichts auszurichten. Man rieth ihr endlich den Gebrauch einer Heilquelle. Daher reiste sie nach einem Kurorte und Wolfgang begleitete sie. Als er die Mutter gut untergebracht und in einer ihr zusagenden Gesellschaft sah, reiste er zurück. Wenn er einen kleinen Umweg nicht scheute, so hatte er die Wahl zwischen zwei Routen, von welchen die weitere über die Residenz führte. Wolfgang war zwar während seiner Ferien schon vielfach auf Reisen gewesen, er hatte die Schweiz, Italien und Griechenland besucht, aber die Residenz nur ein paar Mal gesehen, und Das war schon lange her. Jetzt wollte er die Gelegenheit benützen,

seine flüchtige Bekanntschaft mit der Hauptstadt zu erneuern und zugleich einem dort wohnenden Vetter einen Besuch zu machen. Es war der Sohn von Frau Ritter's verstorbener Stiefschwester und der einzige Verwandte, von dessen Existenz Wolfgang und seine Mutter Kenntniß hatten. Der Vetter, Franz Rabeling, lebte in sehr bescheidenen Verhältnissen und fühlte sich im Bewußtseyn seiner Unbedeutendheit durch die ihm von dem reichen Verwandten erzeigte Ehre nicht wenig geschmeichelt und gehoben. So beschränkt die Räumlichkeiten seines uralten, baufälligen Hauses waren, das nur zwei Fenster Front besaß, so ließ er es sich doch nicht nehmen, seinen vornehmen Besuch bei sich zu beherbergen, dessen Freigiebigkeit ihm ohnehin gute Tage bereitete.

Noch unverheirathet und um einige Jahre älter als Wolfgang, hatte Rabeling den erlernten Apothekerberuf aufgegeben und ein Droguengeschäft begonnen, um eine selbständige Existenz führen zu können. Er sann Tag und Nacht, wie er es anfangen solle, um das Geschäft in die Höhe zu bringen. Wo ein neuer, Gewinn versprechender Handelsartikel auftauchte, da griff er zu, und so kam es, daß seine Praxis sich nicht nur auf die üblichen Droguenwaaren erstreckte, sondern auch Haarfärbe-, Barterzeugungs- und eine Menge anderer Geheimmittel in ihr Bereich zog, die seinem Geschäfte einen etwas schwindelhaften Anstrich gaben. Für Wolfgang war die Menschenspezies, die er in seinem Vetter kennen lernte, neu und sogar erheiternd. Das untersezte Männchen, mit der mopsartig aufgestülpten Nase, der niedern Stirn und den kleinen, braunen, schlau blinzelnden Augen, über welchen sich die kurzen buschigen Brauen, wie zwei große schwarze Kleckse ausnahmen, bereitete Wolfgang Ergötzen, namentlich wenn Rabeling auf das von ihm erfundene Puzpulver zu sprechen kam, von dessen unvergleichlichen Vorzügen die einschlägigen Behörden der Staatseisenbahnen und des Kriegsministeriums zu überzeugen sein höchstes Streben war. Er zappelte sich förmlich ab, einer hohen Aristokratie zum Bewußtseyn zu bringen, daß es in der Residenz einen Mann Namens Franz Rabeling gebe, welcher die beständige Ehre hatte, für König und Vaterland (unter welchem lezteren er die Bureaukratie nnd die Armee verstand) in unterthänigster Loyalität zu ersterben. Wo immer er sich in der Oeffentlichkeit zeigte, schnappte er nach Gunst und Protektion, wie ein Hund

nach Fliegen. Man konnte ihn auf der Straße keine zwei Minuten verfolgen, ohne daß man ihn nicht mehrere Kratzfüße hätte machen sehen. Sogar leerfahrenden Hof-Equipagen erwies er ehrfurchtsvolle Reverenz: es war ja nicht unmöglich, daß Kutscher oder Leibjäger irgendwo ein Wort zu seinen Gunsten einlegen könnten, oder daß Jemand aus der hohen Aristokratie es sah und, gerührt durch solche, sogar auf das königliche Stallinventar sich erstreckende Pietät, sich nach dem Manne erkundigen könne, um zu hören, was sich für ihn thun lasse.

Da Rabeling's unmittelbarer Nachbar nichts Geringeres als ein Geheimrath war, so versäumte er natürlich keine Gelegenheit, dem hochgestellten Beamten und seiner Familie seine Devotion zu Füßen zu legen, wobei er es ziemlich bequem hatte, indem ein Theil des vornehmen Nachbargartens, in welchem sich der Geheimrath mit seinen Angehörigen zu ergehen pflegte, an Rabeling's Hof stieß und von demselben nur durch ein eisernes Geländer getrennt war.

Des Vetters tiefe Bücklinge, die Wolfgang von dem auf den Hof hinausgehenden Fenster seines Zimmers aus beobachtete, lenkten seine Aufmerksamkeit auf die Person, der diese Huldigung galt, und er fühlte plötzlich etwas wie Herzklopfen, als er in derselben jene Fremde wieder zu erkennen glaubte, nach welcher er in der Heimathstadt vergeblich geforscht hatte, und deren Bild keinen Augenblick aus seiner Erinnerung gewichen war. Rasch entschlossen, befand er sich in wenigen Sekunden an der Seite seines Vetters, welcher sich in höflich gebückter Stellung und halb geschmeichelt, halb schüchtern, die Hände aneinanderreibend, mit der Dame eben freundschaftlich unterhielt. Wolfgang war enttäuscht. Allerdings sah er ein junges, anziehendes Mädchen vor sich, welches mit seiner Unbekannten den dunklen südlichen Teint, das tiefe Blauschwarz der üppigen Lockenfülle, den gluthvollen Glanz der großen dunklen Augen und sogar einen gewissen Familienzug gemein hatte; aber sie selbst war es nicht und schon beim Näherkommen hatte Wolfgang unterschieden, daß ihre Gestalt wohl um einen halben Kopf dem hohen schlanken Wuchse jener Fremden nachstand.

Wolfgang, der sich nichts von seiner Enttäuschung merken ließ und diesem Zusammentreffen am Gartengeländer den Anschein

des Zufälligen zu geben wußte, wurde von seinem Vetter der Geheimrathstochter vorgestellt und hatte ihr in wenig Minuten über die kunstgerechte Anlage ihres Gartens, die Auserlesenheit der Zierpflanzen und den Stil des Gartenpavillons in einfach und sachlich gehaltenem Tone mehr Angenehmes gesagt, als Vetter Rabeling mit allen seinen ausgesuchten Schmeicheleien und Komplimenten in Jahren.

Wolfgang wußte mit einer gewandten Redewendung sich im rechten Augenblicke von der Unterhaltung loszumachen, nachdem diese gerade so lange gewährt hatte, als es einer Dame von guter Lebensart hinter einem Gartengitter und einem Fremden gegenüber angenehm und schicklich erscheinen kann. Rabeling konnte nicht umhin, die feine gesellschaftliche Taktik seines Vetters zu bewundern, besonders da er selbst, wenn ihm die Ehre eines Gesprächsaustausches mit der Nachbarin zu Theil wurde, nie das Ende zu finden vermochte. Eine solche Auszeichnung war für den Droguisten eine Seltenheit, umsomehr erstaunte er, schon am nächsten Tage die Unterhaltung zwischen Wolfgang und der vornehmen Geheimrathstochter sich wiederholen zu sehen. Damit aber noch nicht genug, erhielt Wolfgang eine Einladung, den Nachbargarten in näheren Augenschein zu nehmen, und so erlebte Rabeling das Unerhörte, seinen Vetter Wolfgang in Begleitung des Geheimraths und seiner Tochter zwischen den Blumengebüschen auf den gelben Sandwegen lustwandeln zu sehen, die Rabelings Fuß, troz langjähriger Nachbarschaft, noch nie betreten hatte.

Unser Student wollte nur eine halbe Woche in der Residenz verweilen, allein seine Abreise verzögerte sich von Tag zu Tag. Er war ein täglicher Gast im Hause des Geheimraths Kammrodt geworden, der aus seinem gewandten Benehmen, seiner hohen Bildungsstufe, die sich in jedem Worte verrieth, sofort erkannte, daß der junge Mann aus guter Familie stamme. Wolfgang fühlte sich von Albertine Kammrodt eigenthümlich angezogen. Er hatte sie gefragt, ob sie nicht eine Schwester besitze, die ihr ähnlich sei. Albertine bejahte. Ihre etwas größere Zwillingsschwester Friederike theilte mit ihr die Aehnlichkeit mit der verstorbenen Mutter, einer Mexikanerin, deren Vater als mexikanischer Gesandter am hiesigen Hofe beglaubigt gewesen war. Ein von Friederike vorhandenes Bild aus ihrer Kinderzeit bot Wolfgang

keinen Anhalt; er hätte es eher für das Albertine's gehalten. So genau auch Wolfgang's Beschreibung jener fremden Dame auf Albertine's Zwillingsschwester paßte, so entschieden lag eine Anwesenheit der Leztern in Leipzig an jenem Tage außer dem Bereich der Möglichkeit. Friederike war Schülerin eines süddeutschen Konservatoriums, an welchem das von ihr gewählte Instrument durch einen hervorragenden Meister vertreten wurde. Gerade an dem Unglückstage, wo Frau Ritter den Schlaganfall gehabt, hatte Friederike von jener süddeutschen Residenz aus dem Vater brieflich zum Geburtsfeste, das einige Tage später fiel, gratulirt. Es war also unmöglich, sich die junge Konservatoristin plözlich nach Leipzig versezt zu denken. Albertine's Aehnlichkeit mit jener Fremden übte auf Wolfgang einen geheimnißvollen Reiz aus, dem er sich mehr und mehr hingab. In seiner Hoffnungslosigkeit, die unbekannte Behüterin der Mutter jemals wiederzufinden, übertrug er seine dankbaren Gefühle auf Albertine, die so viele sympathische Züge mit jener gemein hatte, nicht nur in Zeichnung und Farbe des Antlitzes, sondern zuweilen auch im Tonfalle der Stimme, auf Momente sogar in der Eigenart der Bewegung. Bei Wolfgang's täglichem Verkehr mit Albertinen gewann die leibliche Wirklichkeit, die er mit seinen beiden Augen vor sich sah, allmählich den Sieg über die Erinnerung; der Unterschied zwischen Beiden verschwamm mehr und mehr, und bald war die Fremde vollständig in Albertine aufgegangen, so daß Wolfgang die trennenden Unterschiede in der äußeren Erscheinung Beider sich nicht mehr zu vergegenwärtigen vermochte und sogar das Maß verlor, um welches die Gestalt Albertinen's gegen die ihrer Doppelgängerin abwich.

Endlich mußte er sich doch zur Abreise entschließen und nach Leipzig zurückkehren. Während hier die Einsamkeit des Hauses, in welchem überall die Mutter fehlte, auf sein Gemüth drückte, flüchtete er in die Erinnerung an die in der Residenz verlebten Tage zurück. Nicht nur der prangende Garten des Geheimraths, nicht nur der alte würdige Herr mit dem schneeweißen Haupte, sondern sogar das Stübchen, welches ihn beherbergt, und der seltsame Vetter mit seiner Puzpulver-Propaganda leuchteten in verklärendem Schimmer der Erinnerung; aber der hellste und glänzendste Strahl fiel auf das dunkle Antliz und die Feuerblicke des schönen Kindes der Mexikanerin, und so kam es, daß Wolfgang

zur Feder griff, um Albertinen zu schreiben, wie gern er an die in ihrer Gesellschaft verlebten Stunden zurückdenke, und wie es ihm Bedürfniß sei, den anregenden Verkehr mit ihr brieflich fortzusetzen. Er erhielt Antwort und bald entspann sich zwischen ihm und der Geheimrathstochter ein lebhafter Briefwechsel. Obwohl nicht behauptet werden kann, daß Albertine's Briefe durch besonderen Geist geglänzt hätten, so entstand doch in Wolfgang allmählich ein Gedanke, der in diesen schriftlichen Austausch einen wärmer und wärmer werdenden Ton brachte.

Frau Ritter war nach monatelangem Aufenthalte im Kurorte zurückgekehrt, aber ohne den gewünschten Erfolg. Nach Ansicht der Aerzte, welche Wolfgang um ihre aufrichtige Meinung anging, war für eine vollständige Genesung überhaupt nur wenig oder gar keine Hoffnung vorhanden. Wolfgang mußte sich daher mit dem Gedanken vertraut machen, die Mutter vielleicht für ihre ganze noch übrige Lebenszeit auf den Rollstuhl gebannt zu sehen. Er konnte nicht immer um die geliebte Kranke seyn, mußte sie halbe Tage lang sich selbst oder den fremden Leuten überlassen, die für ihre Dienste bezahlt wurden. Welch süßen Trost würde es der Mutter in ihrem Leiden gewähren, wenn ein weibliches Wesen als guter Genius an ihrem Lager waltete, eine liebende Tochter sie pflegte, sie durch ihre beständige Gegenwart vor quälender Einsamkeit bewahrte und ihr die Sorgen um den Haushalt abnähme. Das Schicksal hatte der Mutter eine Tochter versagt, aber es lag in Wolfgang's Hand, die jezt so fühlbare Lücke auszugleichen, er konnte durch ein Herzens- und Ehebündniß der Mutter eine Tochter, dem Hause einen sanft waltenden Genius zuführen. Albertine Kammrodt schien mit allen Eigenschaften ausgerüstet, diese Stellung einzunehmen; den Beziehungen, die sich zwischen ihm und ihr bereits geknüpft hatten, ließ sich leicht eine intimere Wendung geben, die auf ein Verlöbniß hinsteuerte, und da Wolfgang sich im lezten Semester seines Studiums befand und bei seiner glänzenden Vermögenslage auf keine Anstellung zu warten brauchte, so stand seinem Plan kein Hinderniß entgegen. In den Gesprächen mit der Mutter war der Name Albertine Kammrodt seinen Lippen schon öfter entschlüpft; es kam der Kranken daher nicht ganz unerwartet, als er ihr seine Absicht mittheilte, wenn er freilich auch verschwieg, daß die Zärtlichkeit

des Sohnes dabei eine größere Rolle spielte als das eigene Herzensbedürfniß. Frau Ritter gab ihrem Sohne über sein Vorhaben ihre unverholene Freude kund; sie war überzeugt, daß er eine glückliche Wahl getroffen habe, und segnete seinen Entschluß.

Dem Briefe, in welchem er Albertinen seine Hand antrug, folgte eine zusagende Antwort, und auch die Einwilligung des Geheimraths, der über Wolfgang's Familien- und Vermögensverhältnisse von zuverlässiger Seite das Günstigste erfahren hatte, ließ nicht auf sich warten. So reiste Wolfgang abermals nach der Residenz und erschien eines Abends in Rabeling's Droguenladen, sein altes Stübchen wieder begehrend und den staunenden Vetter mit der Nachricht überraschend, daß er gekommen sei, seine Verlobung mit Albertine Kammrodt zu feiern. Bei der vorgerückten Abendstunde zog er vor, sich Albertinen und ihrem Vater erst morgen zu zeigen; dazu fand er ein geheimes Vergnügen daran, seiner Braut, die ihn heute noch nicht erwartete, so nahe zu verweilen, dem festlichen Verlobungstage in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft entgegenzuschlummern, ohne daß sie eine Ahnung davon hatte. Da stand er wieder in dem kleinen, rasch für ihn hergerichteten Zimmer, vom Vetter Rabeling endlich allein gelassen, der ihn mit Glückwünschen überschüttet hatte und sich von der Aussicht auf das künftige verwandtschaftliche Verhältniß zu dem Geheimrath keine geringe Urtheile für sein Putzpulver versprach.

Der Garten nebenan sandte milde Wohlgerüche zu Wolfgang's Fenster herein, denn er prangte eben im herrlichsten Frühlingsschmucke und war von weißen und blaßrothen Blüthenflocken übersäet, deren heller Schimmer allmählich in der Dunkelheit verschwamm. Plötzlich drangen wunderbare Töne in Wolfgang's Ohr. Er war überrascht von der unvergleichlichen Eigenthümlichkeit dieses metallnen Klangs, der unmöglich von einem Klavier herrührte; sie erinnerten an David, der mit der Zaubergewalt solcher Töne den bösen Geist verscheuchte, welcher zuweilen über König Saul kam; so rauschte es zu den Liedern der Barden, wenn sie die Thaten der Götter und Helden besangen oder das Heer zur Tapferkeit entflammten. In mächtigen Griffen erklangen die Akkordgänge von den tiefsten bis zu den höchsten Lagen, herauf und herunter, aber in dem scheinbar wilden Gewoge schmiegten sie sich einer schmelzenden Melodie an, die in gesangvollen glocken-

reinen Tönen das Ganze beherrschte. Es war ein ehernes Saitenspiel, welches offenbar von einer Pedalharfe kam. Und keine Dilletantenhände konnten es seyn, welche die Saiten rührten, denn das Spiel trug den Stempel künstlerischer Vollendung. Die Klänge kamen von dem Seitenbau, der zu dem Hause des Geheimraths gehörte und weit in den Garten hineinragte. Von Wolfgang's Zimmer aus war dieser Seitenbau sichtbar, nur hier und da durch Bäume und Gebüsche versteckt; die Aussicht auf zwei erleuchtete Parterrefenster lag frei und diese lezteren gehörten zu dem Zimmer, welches Wolfgang von Albertinen als dasjenige ihrer abwesenden Schwester bezeichnet worden war. Dieser konnte daher über den Virtuosen nicht in Zweifel bleiben. Er wußte über Friederike, daß ein in früher Kindheit empfangener Eindruck sie derart für die Pedalharfe begeistert hatte, daß sie dieses Instrument zum Gegenstande ernsten Studiums gemacht und deßhalb das Konservatorium bezogen hatte. Wahrscheinlich war sie nun nach beendeten Studien in die Heimath zurückgekehrt, oder die schwere politische Wetterwolke, welche sich über der Residenz zusammenballte und den Ausbruch eines Aufstandes befürchten ließ, hatte sie zur eiligen Heimreise veranlaßt, um dem väterlichen Hause im Augenblicke der Gefahr nahe zu seyn.

Wolfgang lauschte dem Saitenspiele, bis es verstummte. Er sah den Schatten einer weiblichen Gestalt hinter den beiden erleuchteten Fenstern ein Paar Mal hin- und hergleiten und dann das Zimmer in Finsterniß versinken.

Spät erst fand er den Schlummer. Mehr noch als Albertine, die er von morgen an seine Braut nennen sollte, beschäftigte die Harfenspielerin seine Gedanken. Die entzückende Musik klang noch immer in seinen Ohren nach; er hätte diesen Genius, diese Künstlerhand auf Albertinen übertragen gewünscht, die es nur bis zu einem unfertigen Klavierdilletantismus gebracht hatte. Er malte sich den Besitz einer Gattin reizvoll aus, welche über das Glück der Häuslichkeit, über Leid und Freud des täglichen Lebens hinaus dem Gatten solche weihevolle Stunden zu bereiten, die Seele so poetisch anzuregen vermochte, durch ihre Meisterschaft in einem Kunstgenre, das so ungewöhnlich war und doch nichts Unweibliches an sich trug. Er war gespannt, die Künstlerin von Angesicht zu Angesicht zu sehen, die er künftig seine Schwägerin nennen sollte.

II.

Am andern Vormittage wurde Wolfgang vom Geheimrath und Albertinen empfangen. Der alte Herr drückte ihm in einer wohlgesezten Ansprache seine Genugthuung aus, sich und die Seinigen mit einer so hochgeachteten Familie, wie die Wolfgang's, in Zukunft durch das enge Band der Verwandtschaft verbunden zu sehen, und übergab Wolfgang sein Kind als dessen Braut, ihr Schicksal vertrauensvoll in seine Hand legend.

„Ein Zufall, der an sich nicht erfreulich ist, hat es gefügt", sagte der Geheimrath, nachdem der etwas förmliche Verlobungsakt vorüber war, „daß meine andere Tochter die heutige Feier mit uns begehen kann. Die Kunde von dem unheilvollen Zerwürfniß zwischen Fürst und Volk, das sich leider hier vorbereitet, hat sie um unser Schicksal besorgt gemacht und zur raschen Heimreise veranlaßt. Friederike!" rief er, die Thüre des Nebenzimmers öffnend, „komm herein!"

Die Gerufene trat ein.

Wolfgang stand bei ihrem Anblick einen Moment wie vernichtet. Es war die Fremde, die Samariterin, welche der hilfsbedürftigen Mutter ihren Beistand geleistet, der tröstende Engel, dessen erlösendes Wort ihm die Todtgeglaubte zurückgegeben hatte. Wer löste ihm das Räthsel, das sie in den Straßen seiner Heimathstadt mit der Mutter zusammengeführt und am gleichen Tage von einer fünfzig Meilen weit entfernten Residenz aus einen Geburtstagswunsch an ihren Vater schreiben ließ? Oder spielte ihm etwa eine täuschende Aehnlichkeit einen Streich? Nein! denn Friederike warf ihm aus ihrem wunderbaren Auge rasch einen flehenden Blick zu, aus dem nicht mißzuverstehen war, daß sie ihr früheres Zusammentreffen mit ihm vor den Ihrigen verschwiegen wissen wollte.

Aber Wolfgang hatte noch mehr in seinem Innern zu verbergen, als die bloße Ueberraschung über dieses unverhoffte Wiedersehen. Wie er Friederiken in lebensfroher Wirklichkeit plözlich vor sich erblickte, erschien ihm seine Braut daneben als eine matte Kopie, und er frug sich, wie es nur geschehen konnte,

daß Albertine das frische, strahlende Bild der Schwester zu verwischen vermocht hatte! Welch höherer Geist leuchtete aus diesem Augenpaare! Wie so ganz Anderes, Ungewöhnliches kündigte der Ausdruck dieser Züge an! Es schien, als habe von ihr die Natur für Albertine nur die äußeren Attribute entliehen und die Seele vergessen, so groß war der Unterschied zwischen den Zwillingsschwestern, und dazu kam noch der ungleich höhere und edlere Wuchs Friederikens, die neben Albertine an das Hoheitsvolle einer Göttin erinnerte. Eine mächtige Bewegung ging in Wolfgangs Innerm vor! Er fühlte den ganzen Schmerz, die ganze bittre Reue einer verfehlten Wahl, der er seine ganze Zukunft geopfert hatte. Er fühlte, daß er einen großen Fehler begangen hatte, nicht gegen Albertine, indem er sich etwa durch die blühendere Erscheinung und das mehr vergeistigte Wesen ihrer Schwester bestechen ließ, sondern gegen Friederike selbst, denn er wußte jezt, daß er sie von jenem ersten Augenblicke an, wo sie ihm auf der Treppe des mütterlichen Hauses entgegengetreten war, geliebt hatte. Nur war damals der Schreck und die Besorgniß um die Mutter zu sehr vorherrschend gewesen, um ein solches Selbstgeständniß in ihm aufkommen zu lassen.

Wie der arme Staubgeborne sich für die Gottheit, welche er anbetet, ein Bild sucht, das seine Vorstellungen von ihr am Treffendsten verkörpert, so gab sich Wolfgang dem sympathischen Zauber der Aehnlichkeit hin, durch die Albertine ihn an die spurlos verschwundene Unbekannte erinnerte. Und wie das Götzenbild neben der strahlenden Gottheit selbst in sein Nichts zerfällt, so war mit der Stunde, wo er die Verlorene wiederfand, der Zauber Albertine's gebrochen. Die Zärtlichkeit für eine kranke Mutter, welcher er Ersaz für die ihr versagte Tochter bieten wollte, hatte ihn über den wahren Zustand seines Herzens getäuscht und ihn Albertinen gegenüber zu einem voreiligen Zugeständniß verleitet; nun war es zu spät! Albertine nannte sich seine Braut und ihren Finger schmückte bereits der Verlobungsring, den er ihr mit eigener Hand angesteckt hatte.

Vielleicht hätte er Seelenstärke genug besessen, den Zwiespalt in sich niederzukämpfen und das Unvermeidliche mit männlicher Ergebenheit zu tragen, aber die Beobachtungen und Erfahrungen der nächsten Tage sollten die Kluft zwischen ihm und Albertinen

noch erweitern und Friederike seinem Herzen nur um so näher bringen.

Es entging Wolfgang nicht, daß seine Braut von ihrem Vater vor der Schwester auffallend bevorzugt wurde. Während zwischen Albertinen nnd dem Geheimrath in Allem volle Uebereinstimmung bestand, ging Friederike ihren eigenen Weg. Schon daß sie ihre Neigung für die Musik bis zur künstlerischen Durchbildung getrieben hatte, war, wie Wolfgang aus manchen Aeußerungen des Geheimraths entnahm, nicht nach dessen Geschmack gewesen. Er hielt es mit der Würde einer Beamtentochter nicht recht verträglich, einer künstlerischen Fertigkeit mehr Muße und Aufmerksamkeit zu widmen, als zur Erholung und zum Vergnügen nöthig ist. Am Schärfsten aber wurde Friederikens isolirte Stellung in der Familie in den Gesprächen beleuchtet, zu welchen die Ereignisse des Tages und die bedenklich zunehmende Gährung in der Residenz Anlaß gaben. Der Geheimrath war ein gebildeter, ehrenwerther Mann und, mit Abzug seiner Voreingenommenheit für Albertine, ein zärtlicher Familienvater. Aber als Beamter und Staatsunterthan war er ganz von dem Kastengeist der damaligen Bureaukratie beherrscht, die jeder Berührung mit den bürgerlichen Elementen aus dem Wege ging. In seiner Amtsstellung war er ebenso barsch und schroff nach unten, wie er nach jenen Regionen hinauf, die bis an die Stufen des Thrones reichten, blinden Gehorsam und unbedingte Unterwürfigkeit zeigte. Er war ein Todfeind aller politischen Reformen, welche die Axt an das Bestehende legen wollten; die konstitutionelle Staatsform, die parlamentarische Einmischung der Unterthanen in die öffentlichen Angelegenheiten, die Freiheit der Presse, wie Alles, was dem Volkswillen zu berechtigter Geltung verhelfen konnte, war ihm ein Gräuel und galt vor seinem Urtheile dem Hochverrathe gleich. So durfte es denn nicht Wunder nehmen, daß er der allgemeinen Bewegung, welche seit dem Ausbruche der Pariser Revolution von 1848 auch die deutschen Staaten und sein engeres Vaterland erfaßt hatte, mit Erbitterung gegenüberstand, und da Wolfgang mit der Begeisterung und dem Idealismus der Jugend für die Freiheit eintrat, so kam es zwischen ihm und dem Geheimrath fast täglich zu Meinungsdifferenzen, bei denen es, troz aller Zurückhaltung, die sich der künftige Schwiegersohn auferlegte, nicht

ohne gegenseitige Erhitzungen und Reizbarkeiten abging. In allen diesen Fragen stand Albertine auf Seiten ihres Vaters, während Wolfgang in Friederiken eine warme Parteigenossin erwuchs. Auch hierin war sie, unbeirrt von den in ihrer Familie herrschenden Standesvorurtheilen, unbeeinflußt von den Grundsätzen, in denen sie erzogen worden, ihren eigenen Weg gegangen und hatte sich ihr Urtheil selbst gebildet. Neben ihren klaren Ansichten, ihrem warmen Herzen für die Menschheit, ihrer von dem traditionellen Beamtendünkel ihrer Familie so wohlthuend abstechenden Bescheidenheit trat Albertine nur noch tiefer in den Schatten. In Albertinens Briefwechsel mit Wolfgang waren derartige Fragen nicht berührt worden; jezt, wo die hochgehenden Wogen der politischen Bewegung sogar bis in das Familienleben hineindrangen und schlummernde Meinungen, die sonst kaum in Betracht gekommen waren, zu leidenschaftlicher Parteigängerei erwachten, mußte Wolfgang mit wachsendem Mißmuth gewahren, daß zwischen ihm und dem Mädchen, dessen Leben künftig durch das innigste Band mit dem seinigen verkettet werden sollte, eine weite Kluft bestand. Das Freiheitsgefühl, welches seine Brust schwellte, galt in ihren Augen als Verbrechen; wo er für ein einiges großes Deutschland Gut und Blut hätte einsetzen mögen, da war sie im engherzigsten Partikularismus befangen und kannte nichts Höheres, als den souveränen Fortbestand des kleinen Staates, dem ihr Vater als höherer Beamter diente. Dagegen schwärmte sie für jenen fremden Eroberer, den modernen Cäsar, der sich einst aus den deutschen Landen französische Provinzen schuf. Jedes Zimmer in der Wohnung des Geheimraths enthielt ein Porträt, eine Büste Napoleon's oder irgend eine bildliche Darstellung, in der seine glorifizirte Persönlichkeit den Mittelpunkt bildete. Nur aus Friederikens Zimmer war der „große Corse" verbannt, gegen welchen sie mit Wolfgang das Gefühl tiefsten Hasses theilte. Wo war der Reiz geblieben, den Wolfgang sonst im Verkehr mit Albertine gefunden? Fast schienen ihm jezt die Stunden, die er täglich in Gesellschaft seiner Braut verbrachte, peinlich. Ein ängstliches Gefühl beschlich ihn, wenn er mit ihr alleingelassen wurde, und wenn Friederike selbst es war, die das Brautpaar in zarter Rücksicht von ihrer Gegenwart befreite, so glaubte er, einen Stich im Herzen zu fühlen. Sein Mund hatte, seit dem Verlobungs-

küsse, nie wieder Albertinens Lippen berührt, ja! es widerstrebte ihm, ihre Hand in die seinige zu legen.

Jemehr Wolfgang das Alleinseyn mit seiner Braut mied, um so sehnlicher wünschte er die Gelegenheit herbei, mit Friederiken ohne Zeugen zusammen zu treffen. Er schrieb es der Ungunst des Zufalls zu, daß ihm Dieß nicht gelingen wollte; als er sie aber endlich einmal im Garten allein antraf, während Albertine nicht zu Hause war, kam er auf die Vermuthung, daß sie ihm bisher geflissentlich ausgewichen war, denn sie machte Miene, ihm zu entschlüpfen.

„Bitte, bleiben Sie, Fräulein Friederike!" redete er sie an. „Ich stehe noch tief in Ihrer Schuld. Erst jezt kann ich Ihnen danken für die thatkräftige Hilfe, die Sie meiner Mutter geleistet haben; ich thue es zugleich in ihrem Namen." Er drückte sanft ihre Hand, die sich ihm nur schüchtern darbot. Ach! wie schwer fiel es ihm, diese Hand wieder freizugeben, und dennoch übertraf sie an Weiße und Schönheit nicht die Hand der Schwester.

„Aus Albertinens Briefen mußte ich leider erfahren," antwortete Friederike, „daß sich der Gesundheitszustand Ihrer Frau Mutter seit jenem Unfalle nur wenig gebessert hat."

„So hatten Sie also bereits aus den schriftlichen Mittheilungen Ihrer Schwester die kranke Dame wiedererkannt, der Sie sich hilfreich annahmen?"

„Schon während Ihres ersten Hierseyns erwähnte Albertine Ihrer in einem Briefe. Was Sie ihr über ihre Aehnlichkeit mit einer Fremden gesagt hatten, die Ihrer Frau Mutter einen unbedeutenden Dienst erwies, sowie Ort und Tag, wo Dieß geschehen, ließ über Ihre Persönlichkeit für mich keinen Zweifel zu."

„Dann freilich waren Sie auf unser Wiedersehen mehr gefaßt, als ich," versezte Wolfgang.

„Doch ging ich diesem Wiedersehen nicht ohne Besorgniß entgegen; es konnte nur die betrübende Rückerinnerung an eine schwere Stunde in Ihnen wecken."

„Im Gegentheil!" rief Wolfgang warm, „Sie verklärten diese schwere Stunde, Fräulein Friederike! Wenn das Schicksal nicht umhin kann, uns harte Prüfungen zu schicken, so ist es mitunter schonend genug, Engel zu seinen Sendboten zu machen."

„Sie sagen mir Artigkeiten, auf welche eigentlich meine Schwester Anspruch hat.“

„Weil sie meine Braut ist?“ frug Wolfgang. „Für dieses Glück, wenn es ein solches ist, dürfte sie sich fast bei Ihnen bedanken.“

„Bei mir?“ rief Friederike.

„Ja! Ich suchte vergebens nach jenem Engel — und fand einen Menschen, der ihm äußerlich glich. Das ist in kurzen Worten die Geschichte meiner Verlobung mit Albertinen.“

Er hatte die lezteren Worte in herbem Tone gesagt. Friederike sah ihn mit ihren dunklen Augen groß und verwundert an; es blieb dahingestellt, ob über den Freimuth, womit er es bekannte, oder über das Geheimniß, welches er damit verrieth. Wolfgang fürchtete, zugleich ihr schwesterliches Gefühl verlezt zu haben. Er suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, indem er das eingetretene Schweigen unterbrach: „Engel können Wunder verrichten; sie haben Flügel und können am gleichen Tage an zwei Orten seyn; sie können eine Geburtstagsgratulation schreiben und fünfzig Meilen davon einer hilfsbedürftigen Dame beispringen. Auch haben Engel Geheimnisse.“

„Allerdings!“ sagte Friederike in einem so bestimmten Tone, als wäre sie durchaus nicht geneigt, jene stumme Bitte ihrer Augen nachträglich zu rechtfertigen. Das erhöhte eine gewisse Unruhe, die Wolfgang über den Anlaß jener geheimen Anwesenheit in Leipzig empfand, nur noch mehr, und machte ihn um so begieriger, dem Geheimnisse auf den Grund zu kommen.

„Freilich kann ich mir denken,“ nahm er wieder das Wort, „daß man einen Brief vorausdatiren und Jemanden beauftragen kann, ihn an einem bestimmten Tage zur Post zu geben. Dann mag man getrost auf die Reise gehen, und die Seinigen darauf schwören lassen, daß man an jenem Tage unmöglich in Leipzig gewesen seyn könne.“

„Sie haben das Wunder vollständig ergründet“, sagte Friederike mit ruhigem Lächeln, „und sehen also, daß es mit irdischen Mitteln vollbracht wurde. Hoffentlich werden Sie mich nun wieder unter die Sterblichen versetzen.“

„Ganz wie Sie wollen. Aber der Magnet, der Sie in meine Heimathstadt zog, ist für mich noch immer gleich tief ver-

borgen, wie für die Ihrigen, und dennoch will mich ein gewisses Gefühl glauben machen, als besäße ich Anrecht auf Ihr Vertrauen."

„Ich kann Ihnen ein solches Anrecht nicht einräumen."

„Haben Sie dieses Anrecht etwa schon an einen Glücklicheren vergeben, als ich bin?" frug Wolfgang gereizt. „Ziehe ich in Betracht, daß davon in ihrer Familie bis jezt noch nichts verlautete, so fange ich an, ihr Geheimniß zu durchschauen."

Ein dunkles Roth flog über Friederikens Gesicht. Aber sie verharrte in Schweigen.

„Man kann auch in Herzensangelegenheiten reisen," fuhr Wolfgang fort, der sie zum Sprechen reizen wollte. „Und das Herz ist pünktlich auf Tag und Stunde."

Friederikens Blick brannte in Wolfgangs Seele, als beobachte sie den Sturm, der sich darin zu regen begann.

„Soll das ein Tadel seyn?" frug sie ruhig.

„Ich tadle nicht, ich klage nur. Verzeihen Sie, wenn die Klage den bittern Ton des Tadels annahm. Was geben Sie mir zur Antwort?"

„Nichts!"

„Sie belassen meine Vermuthungen auf dem Terrain, auf welchem sie angelangt sind?"

„Ja!"

„Diese Lösung Ihres Räthsels wäre die schmerzlichste, die es für mich geben könnte!" rief Wolfgang,

„Aber sie wird Ihnen frommen!" antwortete Friederike sanft und wandte sich, freundlich mit der Hand grüßend, dem Hause zu. . . .

Wolfgang fühlte die ganze Schwere der erlittenen Niederlage. Das Weib, das alle Eigenschaften in sich vereint hätte, ihn zum glücklichsten Manne zu machen, erwiderte seine Liebe nicht. Sie hatte schon ihre Wahl getroffen, wo er noch frei war. Sie hätte ihm das vernichtende Nein! zurufen müssen, auch wenn Albertine noch nicht seinen Ring am Finger getragen hätte. Und jezt, wo Friederike ihm versagt war — selbst wenn er alle Hindernisse mit Titanenkraft aus dem Wege zu wälzen vermocht hätte —, versagt durch ihren eigenen Willen, durch ihre Liebe zu einem Andern. Jezt wuchs seine Liebe zu ihr, bis zur Leidenschaft an,

und in der Zerrissenheit seines Herzens ließ er sich mehr und mehr von dem politischen Strudel anziehen, der die Residenz in tanzende Bewegung versezte.

Schwärzer und schwärzer thürmten sich die Wetterwolken am politischen Horizonte des Landes und der Residenz übereinander. Schon war ein starker Menschenhaufen nach dem Justizministerium gezogen, um die Anerkennung der deutschen Reichsverfassung zu fordern, und die Nachricht, daß die der Volkssache geneigten Minister aus ihren Aemtern geschieden seien, steigerte nur die Aufregung. Während Gerüchte vom Einrücken fremder Truppen von Mund zu Mund flogen, mehrten sich in den Straßen die bärtigen Gesichter mit Schlapphut und blutrother Feder, denen sich Kommunalgardisten und bewaffnete Turner anschlossen. Eines Nachmittags dröhnte ein Kanonenschuß durch die Luft; das erste Blut war geflossen. Man hatte einen Sturm auf das Zeughaus unternommen, ohne dasselbe der Militärmacht entreißen zu können. Der eherne Ton der Glocken, der sonst die Bewohner zum Dienste des Ewigen in die Gotteshäuser lud, erhob sich zum Sturmgeläute, um die aufgeregten Massen zum offenen Aufruhr zusammenzurufen. In den Straßen rührten sich mit fiebernder Hast Tausende von Händen zum Barrikadenbau und mit einbrechender Nacht zischten feurige Raketen zum finsteren Horizonte empor, um weit in das Land hinein, bis in das ferne Erzgebirge, den Beginn des Aufstandes zu verkündigen und neue Kämpferschaaren herbeizurufen. Bereits war der König mit der Königin und den Ministern geflohen, und eine provisorische Regierung aus dem Schoße der Revolution führte die Diktatur. Während Tag für Tag aufs Neue der Kampf um das Schloß entbrannte, welches von den königlichen Truppen mit zäher Hartnäckigkeit vertheidigt und gehalten wurde, sezten sich die Aufständischen in sämmtlichen übrigen Theilen der Altstadt fest, wo sich mehr als hundert Barrikaden erhoben, zu denen die Granitplatten des Trottoirs als Material gedient hatten.

Wie im Toben der entfesselten Naturelemente die gequälte Menschenbrust aufjauchzt, so weidete sich Wolfgang an dem wild entbrannten Kampfe, der das Unterste zu oberst kehrte und vortrefflich zu dem Zustande seines zerrissenen Herzens paßte.

Eines Abends lehnte er mit dem heißen Gesichte am offenen

Fenster, wie er allabendlich that, in der Hoffnung, die Töne der Pedalharfe wieder zu hören, welche seit jenem Gespräch mit Friederiken nicht wieder erklungen waren. Auch heute blieb es stumm und still, und die Stelle, wo sich die Fenster von Friederikens Zimmer befanden, lag in tiefer Finsterniß. Plözlich jedoch verbreitete sich über den Garten ein blutrother Schein; hell und deutlich trat der Seitenbau aus der tiefschwarzen Nacht hervor und an Friederikens Fenster erblickte Wolfgang die Gestalt eines Mannes; zugleich ergoß sich das feurige Licht über zwei herrliche, schimmernde Arme, welche aus dem offenen Fenster sich gegen den Mann ausstreckten, wie in stummer Beschwörung, die Flucht zu ergreifen, und dann im Zimmer verschwanden, dessen Fenster sich geräuschlos schloß. Die Mannesgestalt huschte davon und schien sich dem Eisengitter zuwenden zu wollen, welches den Garten des Geheimraths von Rabeling's Hofe trennte. In der zunehmenden Helle jedoch, welche von einer jezt deutlich erkennbaren, nicht weit entfernten Feuersbrunst herrührte, mochte der Flüchtling Wolfgangs ansichtig geworden seyn. Er kehrte um und wollte den Weg nach dem Vordergebäude nehmen, wahrscheinlich um dort aus dem Bereich des verrätherischen Feuerscheins zu entkommen. Aber auch von dieser Seite war er bemerkt worden, denn Wolfgang hörte eine lärmende Stimme und sah gleich darauf den nächtlichen Eindringling zurückkehren und im raschen Laufe dem Hintergrund des Gartens zueilen, wo ihm das Entkommen über die Mauer ein Leichtes war, wenn er einen der dicht vor derselben stehenden Bäume erkletterte. Eine Weile noch ließ sich nebenan im Hause des Geheimraths ein Geräusch von Stimmen vernehmen, dann wurde es still. Wolfgang blickte mit finsterem Antliz noch lange in die riesige, von den Aufrührern entzündete Brandfackel, unter welcher, wie er später erfuhr, das Opernhaus in Trümmer und Asche sank.

Was ihm ihr blutiger Schein im Nachbargarten gezeigt hatte, bestätigte nach einer schlaflosen, qualvollen Nacht, die er angekleidet auf seinem Bett verbracht hatte, der andre Morgen. Bleich und verstört, wie er selbst war, fand er den Geheimrath und Albertine, sie verloren kein Wort darüber, was geschehen war, aber Jedermann im Hause wußte es, und so blieb es auch Wolfgang nicht verschwiegen. Die Ehre des aristokratischen Hauses

war schwer geschädigt. Ein Diener des Geheimraths hatte den nächtlichen Besuch an Friederikens Fenster belauscht und ihn seinem Herrn verrathen, bei welchem er sich dadurch in Gunst zu setzen hoffte. Friederike hatte sich schuldig bekannt, aber den Namen des Mannes zu nennen, dem Sie das Stelldichein vor ihrem Fenster gewährt, war sie nicht zu bewegen gewesen. Man vermuthete, daß er den Schaaren der fremden Zuzügler angehörte, welche der Aufstand in die Residenz gelockt hatte. Der Geheimrath wollte die ehrvergessene Tochter aus dem Hause verbannen und war nur durch Albertinens inständiges Bitten und Flehen zu bewegen gewesen, von dieser harten Maßregel, welche unter den obwaltenden Umständen Friederikens Leben in schwere Gefahr bringen mußte, abzustehen; denn bereits hatte der tobende Aufruhr seine Vorposten bis an das Haus des Geheimraths vorgeschoben.

Sich in den wilden Kampf zu stürzen und den Tod für die Freiheit zu sterben, erschien Wolfgang als der beste Abschluß seines von grellen Widersprüchen zerrissenen Daseyns. Er kehrte in das Haus des Vetters zurück, aus dem er mit dessen Doppelbüchse bald darauf verschwunden war.

III.

Am nächsten Tage wünschte den Geheimrath ein junger Mann zu sprechen, der sich Trimborn nannte. Er wurde vorgelassen.

„Ich habe Ihnen eine unerfreuliche Mittheilung zu machen, Herr Geheimrath," begann der Besucher. „Ich weiß, daß Ihre Fräulein Tochter seit Kurzem mit einem Herrn Ritter aus Leipzig verlobt ist. In Ihrer hervorragenden Staatsdienerstellung kann es Ihnen unmöglich angenehm seyn, daß Ihr künftiger Schwiegersohn thätigen Antheil am Aufstande nimmt. Ich habe ihn mit meinen eigenen Augen auf der Barrikade gesehen und halte es für meine Pflicht, Ihnen Dieß mitzutheilen."

„Wer sind Sie?" frug der Geheimrath barsch. „Ich kenne Sie nicht!"

„Ich habe täglich die Ehre, Sie zu grüßen, wenn Sie am Laden Ihres Nachbars Rabeling vorübergehen," versezte Herr

Trimborn mit einem nachsichtigen Lächeln über das kurze Gedächtniß des vornehmen Beamten. „Ich bin Gehilfe in Herrn Rabelings Droguengeschäft."

Es war nicht des Geheimraths Art, sich alle die Leute zu merken, die ihn grüßten. Er unterwarf daher den jungen Mann aus dem Nachbarladen einer kritischen Musterung von Kopf bis zu Fuß und fand, daß er von einnehmender Persönlichkeit und sehr gut gekleidet war. Von Schüchternheit verrieth er keine Spur. Sein Benehmen war fest und sicher. Während er sich dem musternden Blicke des Geheimraths ausgesezt wußte, schaute er frei und ungezwungen im Zimmer umher. Der Geheimrath erhob sich von seinem Stuhle und ging in ein Nebengemach, aus welchem er gleich darauf mit Albertine zurückkehrte.

„Kennst Du diesen Herrn?" frug er seine Tochter, auf den Besuch deutend, welcher die junge Dame mit einer graziösen Verbeugung begrüßte.

Vielleicht ahnte Albertine, daß ihr eine schlimme Mittheilung über ihren Bräutigam bevorstehe, der sich seit gestern Vormittag nicht wieder hatte blicken lassen, denn sie war auffallend bleich geworden.

„Es ist Herr Trimborn," antwortete sie, „ich kenne ihn sehr wohl."

„Bitte, erzählen Sie meiner Tochter, was Sie gesehen haben," forderte der Geheimrath den Besucher auf, und dieser wiederholte seinen Bericht.

„Schenkst Du dieser Mittheilung Glauben?" frug der Geheimrath in eisig strengem Tone.

„Ich darf leider an der Wahrheit nicht zweifeln," gab Albertine zur Antwort, während ihr Haupt sich trauernd zur Erde neigte und ihre Arme matt herabsanken.

„Ich danke Ihnen," wandte sich der Geheimrath an Herrn Trimborn. „Würden Sie mir und meiner Tochter noch einen Dienst erweisen?"

„Sehr gern."

„Wollten Sie noch einmal den gefährlichen Weg zu dem — zu dem früheren Verlobten meiner Tochter wagen?"

„Jedenfalls würde ich den Versuch nicht scheuen," versezte Herr Trimborn.

„So sagen Sie ihm in meinem und meiner Tochter Namen, daß das Verlöbniß aufgelöst sei, und daß ich die Briefe, die er von ihr besizt, zurückerbitten lasse.“

„Ich fürchte nur, daß er mir die Auslieferung derselben verweigern wird, wenn ich keine Vollmacht aufzuweisen vermag,“ gab Trimborn zu bedenken.

„Sie sollen eine Vollmacht haben; die gewichtigste sogar, welche in diesem Falle denkbar ist,“ sagte der Geheimrath und wandte sich dann an seine Tochter: „Albertine, geh', und bringe mir die Briefe, die Du von Herrn Ritter aufbewahrst.“

Schweigend gehorchte Albertine dem Vater. Nach einer Weile kehrte sie zurück, um Wolfgangs zusammengebundene Briefe in die Hände des Vaters zu legen, der sie Trimborn übergab.

„Fügen Sie Dieses noch hinzu,“ sagte der alte Herr, indem er Albertinen den Verlobungsring vom Finger zog und ihn auf das Briefbündel legte, „und die Deutlichkeit Ihrer Vollmacht wird nichts zu wünschen übrig lassen.“

Trimborn verbeugte sich stumm und verließ mit den ihm anvertrauten Gegenständen das Zimmer. Hinter ihm brach Albertine ohnmächtig zusammen . . .

Noch an dem gleichen Tage hielt sie die Brieftasche in der Hand, die sie Wolfgang vergangene Weihnachten gestickt hatte und in welcher er ihre Briefe verwahrte. Von den lezteren fehlte keiner, und auf gar manchen fielen die Thränen der gewesenen Braut.

Der Ausgang der Dresdener Mairevolution ist bekannt. Die Aufständischen konnten aus ihrem numerischen Uebergewicht keinen Nutzen ziehen, denn es fehlte ihnen an Zusammenhang und einheitlichem Plane.

Die sächsischen Truppen umklammerten, im Verein mit den zu ihrer Hilfe erschienenen preußischen Bataillonen, langsam die Freischaaren, die in einem erbitterten Straßen- und Häuserkampfe eine Position nach der anderen aufgeben mußten und, nachdem sie ihren lezten strategischen Halt verloren, in aufgelöster Flucht den Rückzug nach dem Erzgebirge antraten.

Es war am Morgen der lezten Entscheidung, den 9. Mai, als Wolfgang, mit Staub bedeckt und das Gesicht vom Pulverrauch geschwärzt in Rabelings Droguenladen gestürzt kam.

„Verbirg mich!“ rief er dem Vetter zu. „Schütze mich vor der Schmach der Gefangenschaft, da keine feindliche Kugel sich meiner erbarmen wollte!“

„Wolfgang! Was hast Du gethan?“ lamentirte Rabeling, fast zu Tode erschrocken. „Wie konntest Du unter die Rebellen gehen?! Flieh, so rasch wie möglich!“

„Ich bin bereits auf der Flucht! Das Militär dringt von beiden Richtungen der Straße zugleich vor. Ich bin abgeschnitten. Dieß hier ist meine lezte Zufluchtsstätte!“

„Nein, Du kannst noch entkommen!“ besann sich plözlich der Vetter. „Nimm den Weg über den Hof nach meinem Lagerhäuschen; die Gasse hinter demselben befindet sich noch nicht in der Gewalt des Militärs; sie ist noch durch eine Barrikade gesperrt. Die Fenster liegen nicht hoch, Du kannst den Sprung getrost wagen.“

„Es ist auch da bereits zu spät,“ ließ sich aus dem kleinen, an den Laden stoßenden Komptoir eine Stimme vernehmen, und in der offenen Thüre erschien die Gestalt des Herrn Trimborn. „Ich war soeben hinten; keine rothe Feder ist mehr in der Gasse zu sehen, sie wimmelt von Pickelhauben.“

„Mein Gott!“ jammerte der Vetter, „wenn man Dich bei mir findet, bin ich verloren. Wer einen Rebellen bei sich verbirgt und ihn verleugnet, wird selbst als solcher behandelt! Ich bin mein Lebtag ein loyaler Unterthan gewesen, und nun soll ich durch einen Revolutionär um die Früchte meines Strebens gebracht werden!“

„Jede Minute ist kostbar!“ rief Wolfgang ungeduldig. „Du sollst es nicht bereuen, wenn Du mich rettest. Ich bin reich genug, um Dich zu belohnen, daß Du Deine Unterthanenloyalität für immer an den Nagel hängen kannst.“

„Ich will's wagen,“ entgegnete der Vetter nach kurzem Bedenken. „Folge mir nach dem Lagerhäuschen, ich habe dort leere Fässer stehen und werde Dich in einem derselben verbergen.“

„Gut,“ sagte Wolfgang, „so laß uns eilen. Es ist keine Zeit zu verlieren.“

Er sprach diese Worte etwas lauter, als nöthig gewesen wäre. Als er sich mit Rabeling in der Hausflur befand und

dieser nach dem Hofe vorauseilen wollte, hielt Wolfgang ihn zurück und sagte: „Verbirg mich in Deinem Keller oder sonstwo, nur nicht im Lagerhäuschen."

„Warum nicht?" frug Rabeling verwundert.

„Weil ich Deinem Gehilfen nicht recht traue."

„Er hält zu mir und wird nichts verrathen."

„Ich habe ihn im Verdacht, daß er mich schon einmal verrathen hat. Laß ihn bei dem Glauben, daß Du mich im Lagerhäuschen verborgen hast, aber bringe mich anderswo unter, nur rasch!"

Rabeling schüttelte den Kopf, eilte aber in den Laden zurück und kam gleich darauf wieder heraus, einen großen Schlüssel in der Hand.

„Ich werde Dich im Keller verstecken," antwortete er auf Wolfgangs fragenden Blick.

„Hat Dein Gehilfe gesehen, daß Du den Schlüssel zum Keller an Dich nahmst?" frug Wolfgang bedenklich.

„Nein, er ist fort."

„Wo ist er hin?"

„Was weiß ich!" versezte Rabeling. „Er wird wieder in den Straßen umherstreifen, wie ers diese Tage immer getrieben hat."

„Nur vorwärts!" drängte Wolfgang und ließ sich vom Vetter in den Keller hinabbegleiten, wo Rabeling ihn allein ließ und von außen wieder zuschloß. Es dauerte eine Weile, ehe sich Wolfgang in dem dunklen Raume orientirte, der nur durch ein kleines, vergittertes Fenster mit zerbrochener Scheibe einiges Licht erhielt. Er vernahm einzelne Schüsse von der Straße her und merkte erst aus dem gedämpften Schall, daß der Kellerraum nach dem Hofe zu lag. Plözlich hörte er das Geräusch vieler Schritte. Auf dem Hofe wurde es lebendig und durch das geborstene Fenster unterschied Wolfgangs Ohr deutlich das Durcheinander von Stimmen, das Rasseln von Waffen und das Dröhnen von Gewehrkolben, die den Boden berührten. Es schien nur zu gewiß, daß Soldaten in den Hof gedrungen waren und das Lagerhäuschen durchsuchten, und sicher hatte Rabelings Gehilfe den Verräther gespielt. Wohl eine bange Viertelstunde verging, während ausgestellte Wachen dicht am Kellerfenster auf- und abschritten,

da näherte sich das Stimmengewirr und das Fußgetrappel wieder von der Richtung des Lagerhäuschens her, wo man nichts gefunden hatte, und nun ging es, wie Wolfgang aus dem Lärmen über seinem Haupte sehr wohl wahrzunehmen vermochte, an eine Durchsuchung des Hauses.

Wolfgangs Hoffnung, daß der Keller dieser Maßregel entgehen werde, war gering. Aber sein Entschluß stand fest.

Man sollte ihn nicht lebendig fangen. Mit der lezten Patrone, die er noch besaß, lud er seine Büchse und hielt sich bereit, sie gegen seine eigene Brust abzufeuern. Da gedachte er plözlich der alten Frau daheim, die auf ihren einsamen Krankenstuhl gebannt war. Eine Tochter hatte er ihr zuführen wollen und wie stand es jezt?

„Meine Mutter! Meine arme Mutter!" schluchzte Wolfgang leise, und langsam ließ er die Hand mit der selbstmörderisch erhobenen Waffe wieder sinken. In tiefen Gram verloren, lehnte er das Haupt an die feuchte Mauer. Er war mit seinen Gedanken bei der Mutter, die er beglücken wollte und nun so unglücklich gemacht hatte, und hörte nicht, wie das Geräusch im Hause verstummte und die frühere Ruhe zurückgekehrt war. Erst als außen der Schlüssel an der Kellerthüre knarrte, wandte er lauschend sein Haupt.

„Wolfgang!" rief leise die Stimme des Vetters. „Komm herauf, Du bist gerettet!"

Er folgte diesem Rufe und stieg hinter dem Vetter die Stufen hinauf.

„Deine Sicherheit hing an einem Haare," sagte oben zu ihm Rabeling, der am ganzen Körper zitterte. „Eine Patrouille suchte nach Dir. Jezt komm rasch nach dem Lagerhäuschen, die Gasse dahinter wird noch von den Freischaaren gehalten. Mein Gehülfe Trimborn hat sich geirrt."

„Oder hat uns absichtlich belogen, der elende Verräther!" entgegnete Wolfgang zornig, während er neben Rabeling über den Hof eilte.

Bald standen Beide in dem Lagerraum, wo umgestürzte Fässer, durcheinandergeworfene Kisten und ausgeschüttete Droguenwaaren, bei deren Anblick Rabeling die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, von der Gründlichkeit zeugten, mit welcher die

Soldaten ihre Nachforschungen betrieben hatten. Wolfgang stieß ein Fenster auf und sah auf die Straße hinab, von welcher Rufe und eilige Schritte laut wurden, und auf der er Turner und Freischärler in hastiger Flucht vorüberjagen sah.

Es war die höchste Zeit, sich den Flüchtigen anzuschließen.

„Ich kann Dir jezt nur durch diesen Händedruck danken," sagte er hastig zum Vetter, „mit dem Weiteren werde ich meine Mutter beauftragen. Ich schiffe mich von irgend einem Hafen nach Amerika ein, und sobald ich glücklich dort angelangt bin, erhält die Mutter Nachricht von mir. Einstweilen schreibe Du ihr, was geschehen ist, und tröste sie. Noch bin ich ihr nicht verloren, denn ich lebe, und sollte ich auch nie mehr den Boden meines Vaterlandes betreten dürfen, so hoffe ich doch, mit ihr wieder vereinigt zu werden und ihr aufs Neue der treue Sohn zu seyn, der ich ihr früher war. Ich habe einst auf einer Reise den Chef der New-Yorker Bankfirma Johnston Brothers kennen gelernt. Bediene Dich dieser Adresse, wenn Du mir schreibst, und theile sie zugleich meiner Mutter mit. Johnston Brothers, hörst Du? Merke Dir den Namen. Leb' wohl! Gott segne Dich!"

Mit diesen Worten sprang Wolfgang aus dem Fenster und erreichte glücklich den Boden, wo er von der allgemeinen Flucht mitgerissen wurde.

IV.

Es ist nicht Aufgabe unsrer Erzählung, Wolfgang auf seiner Flucht zu begleiten. Wir finden ihn in New-York wieder, tief gebeugt und von bitterer Reue erfaßt, denn noch vor ihm war ein schwarzgesiegelter Brief des Vetters eingetroffen, worin dieser ihm den Tod der Mutter meldete. Der Gram über die furchtbare Wendung seines Schicksals, die Angst, daß seine Flucht mißlingen und dann Zuchthaus oder Tod sein Loos seyn werde, hatten die kranke Frau vollends aufgerieben und dahingerafft. Damit aber war seine Schuld noch nicht gesühnt; ein zweiter Brief Rabelings benachrichtigte Wolfgang, daß kraft des bestehenden Gesetzes, wonach das Eigenthum eines flüchtigen politischen Verbrechers dem Staate anheimfällt, das ganze bedeutende Ver-

mögen, welches ihm die Mutter hinterlassen hatte, konfiszirt worden war. So nannte Wolfgang nichts sein, als den geringen Geldrest, der ihm nach Bestreitung der weiten Land- und Seereise noch geblieben war. Aber neben dem gewaltigen Schmerz über den Verlust der Mutter, kam er kaum dazu, das Unglück plözlicher Verarmung zu empfinden. Wie der reuige Verbrecher, unter der Last einer schweren Schuld erliegend, das Bedürfniß fühlt, die gerechte Strafe über sich ergehen zu lassen, so fühlte Wolfgang eine gewisse Erleichterung seiner Gewissensqual darin, daß er für seine Schuld an der Mutter fortan die Bürde der Armuth tragen sollte. Er hätte gleich dem verlorenen Sohne, mit Ergebung sein Leben durch die niedrigste Arbeit gefristet, wenn Dieß der Wille des Schicksals gewesen wäre; aber ein günstiger Stern leuchtete über ihm. Seine hohe wissenschaftliche Bildung und seine gewandte Feder bahnten ihm den Weg zu der journalistischen Karrière und verhalfen ihm zu einer guten Redaktionsstellung an einem großen deutsch-amerikanischen Blatte.

Sechs Jahre lang, ernster Arbeit gewidmet und durch Nichts gehoben und erfreut, als was aus der Arbeit selbst quillt, hatte er Amerika seine neue Heimath genannt, als seine Gesundheitsverhältnisse ihn nöthigten, sich zu kurzem Aufenthalte in die alte Heimath zurückzubegeben. In den lezten achtzehn Monaten war er mit zunehmender Heftigkeit von einem körperlichen Leiden heimgesucht worden, für welches nur die Heilquellen Karlsbads Hoffnung auf Genesung boten. Er durfte die Reise getrost wagen, ohne daß er befürchten mußte, erkannt zu werden. Der strenge Ernst seines Wesens hatte sich seinen Gesichtszügen mitgetheilt; die jugendliche Blüthe des vierundzwanzigjährigen Freiheitskämpfers war abgefallen, und anders, als sonst, spiegelte sich in seinem Antliz sein vergeistigtes Wesen. Die ehemalige Ueberfülle des Haupt- und Barthaares, die längst schon dem amerikanisch-nüchternen Zuschnitt gewichen war, fiel jezt vollends unter Scheere und Messer, sodaß selbst seine näheren Freunde ihn nicht wiedererkannten.

Wolfgang landete in Havre und nahm den Weg über Paris, wo er sich eines geschäftlichen Auftrags für seine Zeitung zu entledigen hatte, durch Süddeutschland nach Karlsbad. Nach einigen Monaten durfte er dankerfüllt von der berühmten Sprudelquelle

scheiden, denn sie hatte ihm die Wohlthat ihrer heilenden Kraf im vollen Maße gewährt. Einmal der alten Heimath so nahe, konnte er sich es nicht versagen, die Rückreise über Dresden und Leipzig anzutreten. Er wollte in der Residenz seinen Vetter Rabeling aufsuchen, mit dem er einen Briefwechsel unterhalten hatte, bis vor 2 Jahren die Nachrichten von demselben ausgeblieben waren, und nach Leipzig, seiner Vaterstadt, zog ihn das Grab seiner Mutter. Auch einem Friedhofe der Residenz hatte er einen Gang zugedacht. Dort war, wie er gelesen, den Maigefallenen ein Denkmal errichtet worden. Er hoffte, die Gräber einiger seiner Mitkämpfer zu finden, die an seiner Seite gefallen waren, und deren Namen er noch treu im Gedächtnisse bewahrte.

Wolfgang langte in später Nachmittagstunde in der sächsischen Residenz an, und da er am gleichen Abende seine Reise fortzusetzen gedachte, so bestieg er am Bahnhofe eine Droschke und ließ sich zunächst nach dem Friedhofe fahren. Hier stieß er auf jenes geheimnißvolle Räthsel, welches ihm, dem Lebenden, sein eigenes Grab und seinen Leichenstein schauen ließ.

„Wohl mag menschliches Irren die Herzen trennen,
Und für trüglichen Schein kämpft sich der Wandrer ins Grab.
Doch die Treue harrt aus und blickt hoffend hinüber,
Wo vor dem himmlischen Lichte die Binde herabsinkt
Und, was entzweit war, zu ewigem Bunde sich eint.“

Wolfgang las diese Verse immer wieder von Neuem, bis er sie auswendig wußte. Nur Albertine konnte es seyn, welche aus diesen Worten sprach. Menschliches Irren und trüglichen Schein nannte die Lieblingstochter des Bureaukraten auch über des Bräutigams vermeintlichem Grabe noch die politischen Ueberzeugungen, für die er damals eingetreten war; aber das treue Andenken, welches sie ihm bewahrt, bewegte sein Herz tief; sicher war auch der Kranz von ihrer Hand an seinem erst kürzlich verflossenen Geburtstage dargebracht worden. Wolfgang fühlte sich durch diese über das Grab hinausreichende Treue beschämt; er war ihrer nicht würdig; denn er hatte, in seinem Herzen wenigstens, Albertine längst die Treue gebrochen, noch ehe ihr Vater ihr Verlöbniß mit dem Barrikadenhelden auflöste.

So sicher Wolfgang über die Urheberschaft dieses Denkmals war, so beschloß er doch, sich darüber völlige Gewißheit zu ver-

schaffen. Der Todtengräber, den er beim Verlassen des Friedhofs traf und darüber befrug, vermochte keine Auskunft zu geben, aber in einer bescheidenen Ecke des Grabsteins hatte Wolfgang den Namen Kretzschmar gelesen. Jedenfalls war es der Name des Bildhauers, der das Denkmal verfertigt hatte. Von ihm hoffte er die sicherste Auskunft zu erhalten. Der Todtengräber wußte Straße und Haus genau anzugeben, wo sich die Bildhauerwerkstätte befand.

Wolfgang hatte nicht weit zu gehen, als er an ein kleines Haus mit einem Vorplatze kam, wo rohe Granit- und Marmorblöcke mit fertigen und in der Ausführung begriffenen Monumenten jeden Stils in wirrem Durcheinander standen und rührige Gesellen mit klingenden Schlägen die Meißel in das spröde Gestein trieben. An der Vorderseite des Häuschens war in großen schwarzen, unmittelbar auf die Mauer gemalten Buchstaben zu lesen: „Anfertigung und Niederlage von Grabdenkmälern. C. G. Kretzschmar, Bildhauer.“ Wolfgang betrat das Atelier im untern Stock des Hauses, wo unter einer Masse anderer Figuren das argverstaubte, über Lebensgröße hinausragende Gipsmodell eines Engels mit segnend vorgestreckten Händen den Eintretenden gewissermaßen bewillkommnete. Eine jüngere Frau kam aus der Glasthüre, welche in die Wohnräume des Bildhauers führte, und erkundigte sich nach Wolfgangs Wünschen.

„Kann ich Herrn Kretzschmar sprechen?“ frug Dieser.

„Mein Mann ist verreist,“ gab die Frau zur Antwort.

„Ich wollte mir nur eine neugierige Frage erlauben,“ sagte Wolfgang. „Ich war jahrelang abwesend von hier und fand heute bei einem Gange über den Friedhof das Grab eines gewissen Wolfgang Ritter. Der Denkstein ist aus dem Atelier Ihres Herrn Gemahls. Als nahen Verwandten des Verstorbenen interessirt es mich, zu wissen, wer der Besteller dieses Denkmals war.“

„Wolfgang Ritter war sein Name?“

Wolfgang bejahte.

„Aha! der Maigefallene,“ sagte die Frau nickend und nahm aus einem mit Gipsspritzern übersäeten Schreibpulte ein Geschäftsbuch, um in demseben nachzuschlagen.

„Sie scheinen sich des Falles ganz speziell zu erinnern,“

äußerte Wolfgang, durch jene Bemerkung aufmerksam gemacht. „Wissen Sie vielleicht Näheres über den Verstorbenen?“

„Es war kurze Zeit nach meiner Verheirathung,“ versezte die Gefragte, „vor vier Jahren, als mein Mann an dem Denkstein gerade arbeitete, während ich ihm zusah. Er war nämlich Soldat gewesen und hat 1849 als einberufener Reservist im Straßenkampfe gegen die Freischaaren im Feuer gestanden. Doch berührt Sie Dieß vielleicht unangenehm, weil der Gefallene ein naher Verwandter von Ihnen war.“

„Bitte, fahren Sie fort,“ ermuthigte Wolfgang die Bildhauersfrau mit einer verbindlichen Handbewegnng. „Ihr Herr Gemahl hat nur seine Pflicht erfüllt. Für mich ist aber Alles, auch das Geringste, von Wichtigkeit, was ich über meinen Verwandten erfahren kann.“

„Als der Aufstand bekämpft war,“ ergriff die Frau wieder das Wort, „und die Freischaaren flüchteten, befand sich mein Mann bei einer Patrouille, welche verschiedene Häuser nach Versteckten absuchte. Von einem Hause wußte man ganz bestimmt, daß ein Flüchtling dahin seine Zuflucht genommen hatte. Wirklich fand man auch den Gesuchten, aber mit einer Kugel in der Brust. Er war bereits todt.“

„Und der todte Flüchtling hieß —“

„Wolfgang Ritter,“ ergänzte die Frau des Bildhauers. „Mein Mann war zugegen, als man ihn fand, und erinnerte sich dieses Namens wieder, als er nach Jahr und Tag den Grabstein für den Gefallenen anfertigte. Es waren noch mehrere Nebenumstände dabei, die ich aber vergessen habe.“

„Wann kehrt Ihr Herr Gemahl von seiner Reise zurück?“ frug Wolfgang, der gespannt zugehört hatte.

„Er kann morgen kommen; es wäre aber auch möglich, daß er noch einige Tage länger ausbliebe, je nachdem ihn seine Geschäfte aufhalten,“ entgegnete die Bildhauersfrau, während sie das Bestellungsbuch aufschlug und den Zeigefinger suchend über die Seiten gleiten ließ, bis derselbe, von Wolfgang aufmerksam verfolgt, endlich auf einer bestimmten Stelle haften blieb.

„Hier ist der Eintrag,“ bemerkte die Frau. „Als Besteller des Grabsteins findet sich der Name Kammrodt eingeschrieben. Ob es ein Herr oder eine Dame war, ist freilich nicht beigefügt.“

Wolfgang neigte befriedigt das Haupt. „Der Name genügt mir vollständig,“ sagte er, dankte der Frau für ihre Bemühungen und verabschiedete sich mit höflichem Gruß.

Draußen auf dem Vorplatze war es still geworden und menschenleer. Die Gesellen hatten ihr Tagwerk beendigt und sich nach Hause begeben. Wolfgang lenkte seine Schritte der Altstadt zu, um zunächst seinen Vetter Rabeling zu sprechen. In der ihm wohlbekannten Straße suchte er aber vergeblich nach dem kleinen, schmalen Hause mit dem Droguenladen; es war sammt dem Nachbarhause, welches der Geheimrath Kammrodt bewohnt hatte, verschwunden, und wo beide ehemals gestanden, erhob sich der Neubau eines hochstöckigen Hotels. Wolfgang besann sich nicht lange, sondern trat ein und ließ sich in der eleganten Gaststube an einem Tisch nieder. Ungefähr an derselben Stelle, auf welcher der Flüchtling einst den Vetter um ein rettendes Versteck angegangen hatte, saß er jezt bei einem Glase Wein und schlug den Adreßkalender auf, den er sich sogleich vom Kellner hatte bringen lassen. Nach dem Namen Kammrodt zu sehen, drängte es ihn zunächst. Der Geheimrath selbst war aus dem Einwohnerverzeichniß verschwunden; von seinen beiden Töchtern war nur Friederike genannt, mit dem Prädikat einer königlichen Kammervirtuosin. Kopfschüttelnd blätterte Wolfgang weiter. Auch bei dem Namen Rabeling deutete die Angabe des Adreßbuches auf einen Umschwung der Dinge hin. Der ehemalige kleine Droguenhändler war als Besitzer der „Einhorn-Apotheke“ angeführt. Wolfgang hatte aus dem zweijährigen Stillstande seines Briefwechsels mit ihm schon fast die Befürchtung geschöpft, daß er gestorben war. Jezt überschlich ihn ein mißtrauischer Gedanke, sein Avancement zum Apothekenbesitzer könne ihn am Ende zum Hochmuth verleitet haben, in dem er es nicht mehr angemessen fand, die Briefe eines Verbannten zu beantworten. Gleichwohl mußte er den Vetter sprechen, und nachdem er seine Zeche berichtigt, begab er sich abermals auf die Wanderung. Der Weg nach dem Stadttheile, in welchem die Einhornapotheke lag, führte ihn dicht am Hoftheater vorüber. Durch die Bogenfenster der Korridore schimmerte heller Gaslichtglanz; aus dem Innern drang gedämpfte Musik an Wolfgangs Ohr. Er warf einen Blick auf einen der Theaterzettel, die am Hause angeschlagen waren. „Tannhäuser“ stand mit großen Buchstaben

darauf zu lesen. Was war es, das plözlich seinen Pulsschlag beschleunigte und sein Herz wie mit Sehnsucht und Bangigkeit erfüllte? Er kannte die Oper genau genug, um zu wissen, daß im Orchester die Harfe nicht fehlen werde. Nur diese Mauern trennten ihn von der jungen Kammervirtuosin. Weniger Schritte nur bedurfte es, und er sah sie in voller Wirklichkeit wieder, die noch immer mächtig in seiner Erinnerung lebte. Er konnte dieser Versuchung nicht widerstehen, begab sich zur Kasse, nahm einen Platz in der Nähe des Orchesters und befand sich bald darauf im Zuschauerraume. Kaum war er sich der zahlreichen Menge bewußt, welche ihn umgab; nur zum Scheine wandte er seine nächste äußere Aufmerksamkeit der Szene zu, wo vor dem thüringischen Landgrafen und seinen Gästen soeben die Minnesänger im feurigen Wettsang die Liebe priesen; sein Auge suchte verstohlen im Orchester nach der Stelle, von wo zu den Weisen der Sänger die perlenden Läufe, die gebrochenen Akkorde der Pedalharfe erklangen. Da saß sie, in ihrem Schoße die Harfe, über deren Saiten blizartig die kleinen weißen Hände zuckten. Unverändert war ihr Antliz; sie war ganz dieselbe noch, wie er sie zulezt gesehen. Von nun an gab es in dem ganzen, von Tönen und schimmernder Pracht erfüllten Raume für Wolfgang nichts mehr, als Friederike. So weit es, ohne auffallend zu werden, möglich war, beobachtete er sie unausgesezt, wie sie spielte oder pausirte, dem Gange der Handlung auf der Bühne folgte oder in ihrem Notenhefte blätterte, im Zwischenakte mit dem an ihr Pult tretenden Kapellmeister sich unterhielt, oder ihr glühendes Auge über das Publikum schweifen ließ, wobei es sich flüchtig auch einmal auf Wolfgang richtete.

Die Oper näherte sich ihrem Ende. Noch einmal tönten die Klänge der Harfe, als Wolfram von Eschenbach sein sehnsuchtsvolles Lied an den Abendstern sang. Dann lehnte die Spielerin ihr Instrument geräuschlos zur Seite und erhob sich von ihrem Sitze. Wolfgang folgte ihrer hohen, feingegliederten Gestalt mit dem Auge, bis diese durch eine aus dem Orchester führende Thüre verschwunden war.

Der weitere Verlauf der Oper bildete für ihn nur ein traumhaftes Chaos von Tönen, Gestalten und Bravoklatschen, denn seine Gedanken hatte die Harfenspielerin mit sich genommen.

Den Gang zum Vetter sich auf den nächsten Morgen vorbehaltend, suchte Wolfgang nach der Opernvorstellung wieder das Hotel auf, um dort zu übernachten. Er hatte sich absichtlich ein Zimmer nach dem Hofe heraus geben lassen, welches die Aussicht auf den Theil des Grundstücks gewährte, wo sich einst der Garten des Geheimraths befand. Alles war verschwunden, wie er im ersten Frühstrahl des andern Tages gewahrte. Ein großes nüchternes Steinwerk, hoch emporragend, und Fenster an Fenster, schaute auf den Raum herab, wo ehedem der Garten des Geheimraths und Rabelings Hof gewesen war. An der Stelle, wo aus Friederikens Zimmer einst die Harfe erklang, wirthschafteten in weißen Mützen die Köche des Hotels, und wo aus dem Lagerhäuschen des Vetters Wolfgang den Sprung auf die Straße wagte, mangelten rothwangige Mägde die Hotelwäsche.

Endlich war es Zeit, den Weg nach der Einhornapotheke anzutreten. Wolfgang fand sie in einer der schönsten Vorstädte. Er hatte die Wahl, das elegante Gebäude, zu dem er staunend emporsah, durch den geräumigen Apothekerladen oder durch die Hausthüre zu betreten. Er entschied sich für das Leztere und zog an einem Porzellangriff, auf welchem der Name „Franz Rabeling" stand. Wie von unsichtbarer Hand öffnete sich die vornehme Hausthüre und ein dienstbarer Geist, der alsbald auf der mit Teppichen belegten Treppe erschien, fragte den Ankömmling nach seinem Begehr.

„Ist Herr Rabeling zu Hause?"

„Er ist in der Offizin," antwortete das Mädchen, deren überaus saubere Kleidung schon die feine Herrschaft andeutete, der sie diente.

„Bitte, melden Sie ihm, daß ich ihn in einer Privatangelegenheit zu sprechen wünsche."

„Darf ich um Ihren Namen bitten?"

„Der Name thut nichts zur Sache," entgegnete Wolfgang.

Das Mädchen war einen Augenblick unschlüssig, führte aber endlich den fremden Besuch in ein hochelegantes Empfangzimmer und entfernte sich, um ihren Herrn zu rufen. Rabeling ließ nicht lange auf sich warten. Seine ehemals dürftige Gestalt zeigte jezt einen stattlichen Embonpoint; sein Gesicht war bedeutend voller und runder als früher, und über den Rockkragen quoll ein

fleischiger Nacken hervor. Er grüßte den Fremden sehr frostig, denn er war offenbar ungehalten darüber, daß dieser die Zeremonie, seinen Namen zu nennen oder eine Karte überreichen zu lassen, bei Seite gesezt hatte. Beide sahen sich eine Weile stumm an. Endlich frug Wolfgang:

„Erkennst Du mich nicht?“

Der Apotheker schüttelte befremdet den Kopf.

„Kommt Dir wenigstens nicht meine Stimme bekannt vor, Vetter Franz?“ frug Wolfgang weiter.

„Vetter Franz?“ wiederholte der Andere. „Ich habe nur einen Vetter und der —“

„Bin ich! Wolfgang Ritter.“

Wolfgang streckte dem Vetter beide Arme entgegen, aber dieser wich vor ihm zurück, wie vor einem Bilde des Grauens, und schlug sich beide Hände vors Gesicht.

Mit betroffener Miene schaute Wolfgang drein. Er hatte sich einer solchen Wirkung seines Erscheinens nicht versehen.

„Sollte man nicht meinen,“ begann er, nachdem er sich von seinem Erstaunen ein wenig erholt, „ich hätte für Dich ebenfalls unter die Todten gezählt?“

Der Apotheker antwortete nicht. Er würdigte den Vetter keines Blickes, sondern ging mit verzweifelten Schritten auf und ab. Plözlich verschloß er beide Thüren, die in das Gemach führten, mit einer Hast, als habe er eine versäumte Vorsichtsmaßregel nachzuholen.

„Welch unbesonnenes Wagstück!“ ließ er sich endlich vernehmen, und es kostete ihm sichtlich Mühe, seine Stimme, die bereits zu einem lauten Ausruf angesezt hatte, herabzudämpfen. „Wer gab Dir den wahnsinnigen Gedanken ein, diese Reise zu unternehmen und Dich sogar in diese Stadt zu wagen, wo Du so gut wie vogelfrei bist?! Soll ich noch einmal all die Angst durchmachen, die ich um Dich ausgestanden habe?“

„Mich hat weder Unbesonnenheit noch wahnsinniger Uebermuth nach Europa geführt, Vetter Franz,“ erklärte Wolfgang, „sondern ein hartnäckiges Uebel, für welches in Amerika keine Heilquelle fließt. Der Karlsbader Sprudel war es, was mich noch einmal in die alte Welt zurückzog, und da ich Dir so nahe war, so wollte ich auf meiner Rückreise wenigstens bei Dir vor-

sprechen. Du weist, daß ich Dir weit mehr als nur verwandtschaftliche Anhänglichkeit bewahre, denn Dir danke ich meine Freiheit, wohl gar mein Leben!"

„Es ist ein schlechter Dank," entgegnete Rabeling mit bitterem Vorwurfe, „daß Du diese Freiheit so leichtsinnig aufs Spiel setzest; denn wenn Du entdeckt wirst, so ist es nicht nur um Deine Freiheit, sondern auch um mich geschehen."

„Wer sollte mich wohl entdecken?" frug Wolfgang lächelnd. „Ist mein Aeußeres doch so verändert, daß selbst Du Deinen Vetter in mir nicht wiedererkanntest. Zudem bin ich ja todt und begraben."

„Todt und begraben!" wiederholte Rabeling in unleidlichem Tone. „Du sprachst schon vorhin einmal von den Todten. Was soll Das heißen?"

„Als ich gestern gleich nach meiner Ankunft die Gräber der Maigefallenen aufsuchte," gab Wolfgang zur Antwort, „fand ich darunter mein eigenes Grab mit der genauen Angabe meines Namens, meines Geburts- und Todestages, ja sogar —"

„Das ist das erste Wort, was ich darüber höre!" lachte Rabeling. „Wie hätte ich's auch erfahren sollen? Das Aufsuchen der Friedhöfe war nie meine Sache. Und an den Gräbern der Maigefallenen konnte ich mich, als loyaler Unterthan, erst recht nicht blicken lassen."

„Hast Du keine Erklärung dafür, daß ich unter die Todten gekommen seyn könnte?"

„Hm!" machte Rabeling höhnisch, „da Du lebend vor mir stehst, so ist nur das Eine möglich, daß Du mit einem Andern verwechselt worden bist."

„Aber wie Dieß zugegangen seyn mag, — Das ist's was mich mit begreiflicher Neugier erfüllt. Da Du mir darüber keine Auskunft geben kannst, so läge mir daran, einige Personen zu sprechen, die vielleicht zur Aufklärung dieses Räthsels beitragen können; vor allem meine ehemalige Braut Albertine —"

„Willst Du Dich noch mehr Leuten hier zeigen," fiel ihm der Vetter unwillig in's Wort, „und Dir die Polizei auf den Hals hetzen?"

„Das hätte ich doch in diesem Falle nicht zu fürchten," widersprach Wolfgang. „Ich habe sogar die Gewißheit, daß Albertine mir ein liebevolles Andenken bewahrt hat."

Der Vetter stieß ein unangenehmes Lachen aus. „Glaubst Du, daß sie überhaupt noch an Dich denkt! Haha!"

„Warum nicht? Ich habe davon —" Wolfgang sprach das Wort „Beweise", welches ihm bereits auf der Zunge schwebte, nicht aus. Der höhnische Zweifel des Vetters hatte ihn verlezt. Er hielt es Albertinens und seiner selbst für unwürdig, das Grabmal, welches Liebe und Treue seinem Andenken errichtet hatte, zum Zeugen anzurufen. „Kannst Du mir vielleicht sagen," frug er ablenkend, „was aus Albertine geworden ist?"

„Weiß nicht," versezte Rabeling frostig. „Wahrscheinlich ist sie von hier fortgezogen, oder hat sich verheirathet, vielleicht auch hat sie irgend eine Stelle als Gesellschafterin, Gouvernante oder dergleichen angenommen."

„Und die andere Schwester, Friederike?" forschte Wolfgang.

„Muß sich auch ihr Brod selbst verdienen," sagte Rabeling kurz angebunden, „gibt Musikunterricht und was weiß ich? Hätte schon mehrere gute Partien machen können, brauchte nur zuzugreifen. Aber der Teufel mag wissen, was ihr im Kopfe herumspukt."

„So ist es also mit der Familie abwärts gegangen?"

„Als der Geheimrath vor mehreren Jahren starb, fand sich kein Vermögen vor. Das Haus war überschuldet."

„Ja, ja! es hat sich Vieles verändert seit jener Zeit," sagte Wolfgang, „Manche bedauernswerthe Wendung ist eingetreten, aber auch manche erfreuliche. So darf ich, um vom Leztern zu sprechen, wohl annehmen, daß Deine Unterthanenloyalität inzwischen ihre wohlverdienten Früchte getragen hat," fügte er lächelnd hinzu, indem er einen musternden Blick über das luxuriös ausgestattete Gemach warf. „Wie es scheint, ist es Dir noch gelungen, den Staat für die Einführung Deines neu erfundenen Puzpulvers bei der Eisenbahn und in der Armee zu gewinnen. Mit Staunen, aber auch mit aufrichtiger Freude, habe ich die offenbare Wohlhabenheit wahrgenommen, die Dich umgibt. Ich war überrascht, Dich in einem so schmucken Hause wiederzufinden, das sich die Einhornapotheke nennt und wohl gar Dein Eigenthum ist."

„Das Haus gehört mir," bestätigte Rabeling auf Wolfgangs lezte Rede, die wie eine Frage ausklang. „Und was meine Erfindung anlangt, so verdanke ich ihr in der That die ersten

Anfänge meiner Wohlhabenheit. Nachdem einmal der Grund gelegt war, fand sich auch eine reiche —"

„Frau dazu?" ergänzte Wolfgang ahnungsvoll.

„Allerdings," bestätigte der Vetter, „ich habe eine gute Partie gemacht."

„Und bist wohl auch schon Familienvater?" frug Wolfgang. „Nun, es ist Deine eigene Schuld, Franz, daß mein Glückwunsch so spät kommt, denn Du hast mir von Deinen Verhältnissen kein Sterbenswörtchen geschrieben."

Zum ersten Male fanden sich bei diesem Anlaß die Hände der beiden Vettern wieder, seit sie im Lagerhäuschen geschieden waren.

„Ja, ich bin Familienvater, Wolfgang," sagte Rabeling in sorgenschwerem Tone. „Und Du kannst leicht zum Zerstörer dieses Familienglücks werden, wenn man Dich unter diesem Dache fände, oder wenn Du überhaupt in dieser Stadt, in diesem Lande erkannt würdest. Ich war's, der Dich vor den Soldaten verbarg und verleugnete: ich war's, der Dir zur Flucht verhalf. Weil man mich als einen loyalen Unterthan kannte, schenkte man meinen Worten Glauben. Ich hätte für keinen Anderen gethan, was ich für Dich that, weil Du ein naher Verwandter warst. Die Polizei aber fragt nicht nach verwandtschaftlichen Banden, und wo ich Dir ein großmüthiges Opfer brachte, habe ich in den Augen der Behörde ein Verbrechen begangen, das mich zu Deinem Mitschuldigen und zum ruinirten Manne macht, wenn es durch Dein unerhörtes Wagniß an den Tag kommt. Hast Du wirklich einen Funken von Dankbarkeit in Dir, so verlaß diese Stadt noch in dieser Stunde und eile, den Staub des deutschen Bodens überhaupt von Deinen Füßen zu schütteln."

„Meine Gegenwart soll Dich nicht länger ängstigen," gab Wolfgang dem Vetter stolz zur Antwort, „ich gehe schon. Leb' wohl!"

„Und wohin gehst Du?"

„Zum Bahnhofe."

„Dein nächstes Ziel ist Hamburg," sagte der Vetter, als verstünde sich Das von selbst.

„Ich möchte in Leipzig das Grab meiner Mutter aufsuchen."

„Gerechter Himmel!“ rief Rabeling ganz außer sich. „Es ist, als hättest Du es auf Dein und mein Verderben abgesehen. Wenn ich Dich schon hier nicht für sicher halte, wo Du fremd warst, um wie viel weniger würdest Du es in Deiner Vaterstadt seyn! Ich sehe jezt erst ein, welche Thorheit ich beging, Dich zu retten. Ich verhalf einem Tollkühnen zur Freiheit und habe mich diesem Tollkühnen gebunden überliefert. Nun ernte ich, was ich damals gesäet. Ich werde mir die Lehre merken. Wenn man im Widerspruche mit sich selbst handelt, so entsteht stets Schlimmes daraus, oft erst nach Jahren, wo man gar nicht mehr daran denkt. Diese bittere Erfahruug muß ich jezt machen.“

„Es thut mir weh,“ versezte Wolfgang gekränkt, „daß Du meinen reinen Motiven eine so üble Deutung unterlegst, als ob ich mit Deinem Wohl und Wehe ein übermüthiges Spiel triebe. Muß ich Dir's noch einmal sagen, daß mich nur dankbare Anhänglichkeit zu Dir geführt hat? Und ist es denn nicht natürlich, wenn ich mich, aus der weiten Ferne in die Heimath versezt, darnach sehne, an meiner Mutter Grab zu stehen, das ich noch nie besucht, und der Theuern, deren Leben durch meine Schuld verkürzt wurde, eine Thräne hinabzuweinen? Aber Du willst es nicht, Vetter, Du erblickst darin eine Gefahr für Dich — und so werde ich es unterlassen, so schwer es mir auch fällt, dem Drange meines Herzens zu widerstehen. Drüben über dem Meere bin ich mein eigener Herr. Hier in diesem Lande darf ich nicht vergessen, daß meine Freiheit Dein Geschenk ist, ein Gnadengeschenk obendrein; denn ich konnte Dir's nicht vergelten, was Du um mich wagtest. Gehab Dich wohl und nimm hiemit mein Wort, daß ich mit dem nächsten Eisenbahnzuge direkt dem Meere entgegeneile, über welches der Arm Eurer Polizei nicht hinausreicht.“

„Gut,“ sagte Rabeling, „dießmal nehme ich Dich beim Worte. Doch noch Eines. Kann ich Dir mit Etwas dienen? Kann ich Dir irgendwie nüzlich seyn? Ich bin in günstigen Vermögensverhältnissen. Vielleicht könnte ich Dir Sorgen abnehmen. Es ist das Einzige, was ich für Dich zu thun vermag. Aber ich würde es gern thun.“

„Für meinen Beruf quillt der Segen der Arbeit in Amerika zwar nicht besonders reich,“ entgegnete Wolfgang stolz, „doch habe

ich genug zum Leben und meine Wünsche sind bescheiden. Ich danke Dir daher für Dein Anerbieten, ich brauche nichts."

Rabeling stand einen Augenblick wie beschämt da. Mit bedauerndem Achselzucken entriegelte er sodann die Thür, um den Vetter hinauszubegleiten. Erst nach einer sorgfältigen Rekognoszirung auf Vorsaal und Treppe entließ er Wolfgang. Als dieser sich an der Hausthüre noch einmal umwandte, stand der Vetter noch auf der Mitte der Treppe und winkte ihm noch einmal herablassend mit der Hand.

Mit einem eigenthümlich bitteren Gefühle des Verlassenseyns schritt Wolfgang von dannen. Er hatte gehofft, in der ihm gänzlich entfremdeten Heimath endlich einen Menschen zu finden, dem er sich als Das geben durfte, was er war; er hatte sich der Stunde gefreut, wo er mit dem einzigen noch lebenden Angehörigen seiner Familie über entschwundene Tage und mancherlei Anderes, was sein Inneres bewegte, sich werde in traulichem Gespräche ergehen können, — und mußte sich ausgewiesen sehen, als ob er die Pest ins Haus schleppe. So also hatten sich die Dinge verändert. Rabeling war ein reicher Mann geworden; er besaß ein Haus und eine Apotheke, er hatte Familienbande geknüpft und war zu Ansehen gelangt. Das Alles hatte ihn verändert, und er sah in dem Flüchtling nicht mehr den Verwandten, den er zu einer Zeit, wo er wenig oder nichts zu verlieren hatte, einst Freiheit und Leben rettete, sondern nur den unwillkommenen, gefährlichen Gast, dessen Aufnahme für sein Ansehen, seinen Ruf und seine eigene Freiheit verderblich werden konnte.

Mit diesen Enttäuschungen beschäftigt, erreichte Wolfgang den Bahnhof, und fast war es ihm eine Genugthuung, gerade die Abgangszeit eines Kurierzugs getroffen zu haben, der ihn rasch der weiten Fremde wieder entgegentrug, in die er nun einmal verstoßen war. Er nahm seinen Plaz in einem Koupe zweiter Klasse, und bald lag die Residenz mit dem ungelösten Räthsel, welches ihm jene Grabsteininschrift in den Weg geworfen, hinter ihm. Weiter und weiter rückwärts floh die von hohen Thürmen und Kuppeln überragte Häusermasse, durch deren Labyrinth er gern noch einmal zu dem Häuschen des Bildhauers gepilgert wäre, der vielleicht jezt von seiner Reise zurückgekehrt war und ihm einen wichtigen Aufschluß hätte geben können.

Die ehemalige Braut, welche ihn als einen Todten betrauerte — er mußte sie im Irrthum zurücklassen, ohne daß ihm auch nur der Versuch gegönnt war, ihrem verschollenen Namen auf die Spur zu kommen.

Weit, weit hinter ihm lag die Stadt, wie ein Traum, der ihm noch einmal mit lebendiger Frische vergangene Stunden vorgegaukelt, bis auf jenes Weib sogar, das mit der ganzen Zaubergewalt früherer Tage sein Herz aufs Neue berückte, wo er längst mit dieser verhängnißvollen Episode seines Lebens abgeschlossen zu haben glaubte.

V.

Die plözliche Verdunkelung des offenen Koupefensters durch die Büste des Kondukteurs und der Ruf: „Ihre Billets, meine Herren!" scheuchte unsern Reisenden aus seinen Gedanken auf.

„Hamburg!" las der Kondukteur mit lauter Stimme auf dem ihm von Wolfgang überreichten Billette und gab ihm dasselbe zurück.

„Hamburg!" ließ er sich abermals vernehmen, indem er auch Wolfgangs Coupégenossen das präsentirte Billet wieder einhändigte, um dann zu verschwinden und seine halsbrecherische Wanderung von Koupe zu Koupe fortzusetzen.

Erst jezt nahm Wolfgang von dem einzigen Reisegenossen Notiz, den er, ganz mit sich selbst beschäftigt, bisher nicht beachtet, ja kaum bemerkt hatte. Er war sich nicht recht klar, ob er ihn schon einmal im Leben irgendwo gesehen hatte, oder ob es nur das allgemein Typische war, was ihm in diesem Gesichte den Eindruck des Bekannten machte. Es war ein jüngerer Mann mit einem sorgfältig gepflegten schwarzen Backenbarte, dessen beide Hälften ein feiner Schnurbart verband. Der Mund mit den perlenweißen Zahnreihen und die etwas gebogene Nase gaben dem Gesicht einen vorherrschend sinnlichen Ausdruck. In dem glänzenden dunkelbraunen Auge lag Etwas, was Frauen dämonisch anziehen konnte, für Männer aber eher etwas Abstoßendes hatte, denn wo dieses Auge auf keinen Sieg blicken konnte, da trat etwas unangenehm Forschendes und ein starkes Selbstbewußtseyn

hervor. Den Kopf bedeckte ein feiner weißer Seidenhut, als sollte dadurch der Kontrast der schwarzen Haare noch mehr hervorgehoben werden. Wolfgang hätte sich kaum in der Stimmung befunden, dem Aeußeren seines Mitpassagiers so viel Aufmerksamkeit zu schenken, wenn dieser ihm nicht ein gewisses zuvorkommendes Interesse zugewandt hätte, als einem Mitreisenden nach dem gleichen, weitentfernten Endziele der angetretenen Fahrt. Es war dem Fremden anzumerken, daß er sich gern mit Wolfgang unterhalten hätte, und da dieser in seinem Schweigen verharrte, so knüpfte der Andere selbst das Gespräch an, indem er sein Vergnügen zu erkennen gab, daß Beide bis Hamburg Reisegefährten sein sollten. Die Unterhaltung bewegte sich um die zurückzulegende Reisestrecke, um Wagenwechsel und Anschluß der Züge; sie griff zurück auf die Sehenswürdigkeiten der Residenz und eilte voraus nach der großen Hafenstadt an der Elbe. Der Fremde führte zumeist das Wort, bis er plötzlich einen Hustenanfall bekam und Wolfgang um Erlaubniß bat, eines der Fenster schließen zu dürfen, da er, einer Erkältung wegen, sich dem Luftzuge nicht aussetzen dürfe, welcher sich eben bemerkbar machte. Er holte aus seiner Tasche eine kleine Dose mit Brustbonbons hervor, die seinen Husten zu beruhigen schienen, und bot Wolfgang ebenfalls davon an.

„Sehr zu empfehlen," sagte er mit Bezug auf die Bonbons, die Wolfgang jedoch ablehnte, „man bekommt sie in der ganzen Residenz nirgends in solcher Güte, wie in der Einhornapotheke."

„In der Einhornapotheke?" wiederholte Wolfgang, seltsam berührt von dem Zufalle, der ihm so unerwartet seinen Vetter wieder in Erinnerung brachte.

„So oft mich der fatale Husten heimsucht," fuhr der Andere fort, „hole ich mir von Rabeling diese Medizin. Rabeling heißt nämlich der Besitzer der Einhornapotheke."

„Sind Sie mit Herrn Rabeling näher bekannt?" frug Wolfgang.

„Ich kenne ihn wohl an die zehn Jahre," antwortete sein Mitreisender mit einer gewissen Wichtigthuerei.

„Der Mann soll Glück gehabt haben," warf Wolfgang hin, den es interessirte, über die Verhältnisse des Vetters mehr zu hören, als er von diesem selbst hatte erfahren können. „Es war

die Rede davon, er habe durch die Erfindung eines neuen Putzpulvers den Grundstein zu seiner Wohlhabenheit gelegt."

Der Fremde zog eine spöttische Miene und entgegnete: „Er wollte allerdings einmal eine solche Erfindung gemacht haben, aber einen Erfolg hat er nie damit erzielt. Schwerlich würde übrigens die Erfindung oder Verbesserung eines so wohlfeilen Artikels hinreichen, um Jemanden zur Wohlhabenheit zu verhelfen."

„Ich bin zu wenig Geschäftsmann, um Dieß beurtheilen zu können," erwiderte Wolfgang, der seinen Reisegefährten im Verdacht hatte, daß entweder seine vorgebliche genaue Bekanntschaft mit dem Apotheker eine hohle Prahlerei gewesen sei, oder daß er zu jener Kategorie von Leuten zählte, die sich darin gefallen, Andern zu widersprechen. „Gleichviel," fuhr Wolfgang fort, „Rabeling betrieb früher, soweit mir wenigstens bekannt, ein kleines Droguengeschäft im bescheidensten Stile und hat es zum Besiz einer schönen Apotheke gebracht, mag auch das Meiste dazu vielleicht eine reiche Heirath beigetragen haben."

„Haha! eine reiche Heirath!" lachte der Fremde auf, dann beugte er sich vertraulich gegen Wolfgang vor, hielt ihm seinen Daumen hin, drückte diesen mit zwei Fingern und sagte, jedes Wort scharf accentuirend: „Ich versichere Sie: nicht so viel, als unter das Wei meinesß Nagels geht, hat ihm seine Frau mitgebracht!"

Hierauf lehnte er sich wieder ins Polster zurück und heftete sein dunkles Auge mit dem unangenehm forschenden Ausdruck fest auf den sichtlich erstaunten Wolfgang, der für den Augenblick nicht wußte, was er antworten sollte.

„Wenn Sie über die Verhältnisse Rabelings so genau unterrichtet sind," unterbrach er endlich das eingetretene Schweigen in einem Tone, wie man ihn Besserwissern gegenüber anzuschlagen pflegt, denen man auf den Zahn fühlen will, „so werden Sie jedenfalls auch die eigentliche Quelle seines Vermögens anzugeben wissen, obwohl es mich im Grunde genommen nichts angeht."

Der Gefragte verharrte in seiner zurückgelegten Haltung und erwiederte, während er behaglich beide Füße streckte: „Diese Quelle ist eine reiche Verwandte Rabelings."

„Eine Verwandte seiner Frau," warf Wolfgang, wie ergänzend, ein.

„Nicht seiner Frau," widersprach der Reisegefährte, den Kopf wiegend, wie in spöttischem Unmuthe über die schwere Fassungsgabe des Andern. „Die alte Dame ist seine eigene leibliche Tante."

Ueber Wolfgangs Antliz flog eine dunkle Röthe. Fast hätte er glauben mögen, der Fremde habe es darauf abgesehen, ihn durch herausfordernde Lügen zu reizen. Er nahm sich jedoch zusammen und entgegnete mit leidlicher Ruhe:

„So viel mir bekannt, sind überhaupt keine Verwandten Rabelings mehr am Leben."

Dem Andern entging es keineswegs, daß Wolfgang sich in der Frage erhizte. Mit einer Ueberlegenheit, als sei er seiner Sache so gewiß, daß ihn jeder Widerspruch kalt lasse, versezte er:

„Die alte Tante aber ist am Leben, Das weiß ich ganz genau; sie lebt sogar bei Rabeling selbst, und Alles was er sein nennt, verdankt er ihr. Freilich weiß die Welt wenig von ihrer Existenz, denn sie thut keinen Schritt aus dem Hause, wenn man diesen Ausdruck überhaupt auf Jemanden anwenden kann, der durch eine Lähmung am Gebrauche seiner Füße verhindert ist."

Er machte eine Pause, als wollte er die Wirkung seiner Rede erst studiren, und diese hätte in der That nicht größer seyn können; denn er sah Wolfgangs flammende Blicke auf sich gerichtet, als vernehme dieser eben das Unerhörteste und habe nicht übel Lust, den Sprecher für jede unterlaufene Unwahrheit zu zermalmen.

„Kennen Sie diese alte Dame persönlich?" frug Wolfgang mit heiserer Stimme.

„Ich habe oft Gelegenheit, sie zu sehen, wenn sie sich, um frische Luft zu schöpfen, in dem Garten hinter dem Hause in ihrem Rollstuhl umherfahren läßt. Abgesehen von ihrem Leiden, macht sie mit ihren blauen lebhaften Augen und der Fülle weißer Löckchen um Stirn und Schläfe noch den Eindruck der Rüstigkeit."

Wolfgang war es siedend heiß geworden. Er erhob sich von seinem Sitze und stieß ohne Rücksicht auf den Katarrh seines Mitreisenden das vorhin verschlossene Fenster wieder herunter, um sein Antliz in dem hereinströmenden Luftzuge zu kühlen. Der

fremde Reisende war entweder ein frecher Schwindler, welcher seine zufällige Bekanntschaft mit Personen und Verhältnissen mißbrauchte, um daraus ein Lügengewebe zu bilden, dessen Zweck sich Wolfgang nicht zu erklären vermochte, oder er sprach, so unglaublich es schien, wirklich die Wahrheit, — und dann war Vetter Franz ein Schurke, und Wolfgang stand vor einem neuen Geheimnisse, unergründlicher und furchtbarer noch, als dasjenige, welches unter den Gräbern der Maigefallenen an ihn herangetreten war.

Von dem energischen Entschlusse beseelt, die dunklen Schleier, die sich um sein Leben breiteten, zu zerreißen, kam ihm das Koupe, in welchem er in schwindelnder Eile davon geführt wurde, wie ein Kerker vor. Er hätte am Liebsten herausspringen mögen. Da tönte, wie ein erlösender Ruf, der schrille Pfiff der Lokomotive, der Zug bewegte sich langsamer und stand endlich still, während die Kondukteure den Reisenden „Zwei Minuten Aufenthalt“ ankündigten.

Wolfgang riß die Koupethüre auf und stieg aus. Im Umwenden sah er seinen Reisegefährten, ebenfalls im Begriffe, das Koupe zu verlassen, aufmerksam auf die Taschenuhr in seiner Hand blicken, wie Jemand, der die Zeit eines knapp zugemessenen Aufenthalts gewissenhaft abwägt, um die Minute der Weiterfahrt ja nicht zu versäumen. Bald hatten Beide einander aus den Augen verloren, denn auf dem Perron der großen Station drängten sich eilfertig die Passagiere. Das Gedränge wurde noch größer, als jezt auch ein anderer Zug anlangte, welcher den Kurierzug hier kreuzte. Wolfgang hatte sich vorher schon ein Billet gelöst und bestieg den neu angekommenen Zug, der ihn nach der Residenz zurückführte.

Als er in der Leztern anlangte, sah er zu seinem Erstaunen seinen früheren Reisegefährten ebenfalls aussteigen. Er hielt es Anfangs für eine Augentäuschung, etwa durch die ähnliche Kleidung veranlaßt. Aber als er ihn genauer ins Auge faßte, konnte er an eine Verwechslung nicht mehr glauben. Eigentlich hätte, nachdem Beide sich kurz zuvor als Passagiere gegenübergesessen, die das gleiche weit entlegene Reiseziel verfolgten, das Erstaunen gegenseitig seyn sollen, sich hier am Ausgangspunkte der gemeinschaftlich zurückgelegten Fahrt wiederzufinden, aber obwohl

auch der Fremde Wolfgang bemerkte und dessen verwundert fragenden Blick auf sich gerichtet sah, so blieb seine Miene doch bewegungslos und nichts darin verrieth, daß sie einander überhaupt schon einmal gesehen hatten. Ohne sich weiter um Wolfgang zu kümmern, schwand er diesem aus den Augen.

Man kann sich das Staunen des Apothekers denken, als die Dienerin ihm meldete, daß der fremde Herr, der heute schon einmal dagewesen sei, ihn abermals zu sprechen wünsche.

Rabeling wollte seinen Ohren nicht trauen und glaubte dem Mädchen erst, nachdem dasselbe den Ankömmling so genau beschrieben hatte, daß über seine Identität mit Wolfgang Ritter kein Zweifel herrschen konnte.

Mit einem Fluche, wie ihn die erschrockene Dienerin nie auf den Lippen ihres Herrn gesucht haben würde, wandte sich Rabeling ab und eilte nach dem Empfangszimmer, wo Wolfgang seiner harrte.

„Was soll ich davon denken?“ redete Rabeling unwillig den Vetter an. „Du bist noch immer nicht fort und kommst sogar zurück?“

„Ich war bereits fort, Franz,“ antwortete Wolfgang in einer Aufregung, die dem Apotheker nichts Gutes ankündigte, „aber unterwegs ist mir Etwas zu Gehör gekommen, das mich zur Umkehr veranlaßte.“

„Hat man Dich etwa erkannt?“ frug Rabeling erschrocken.

Wolfgang verneinte.

„Wenn es wahr ist, was ich behaupten hörte,“ eröffnete er dem Vetter, „so bewahrst Du ein Geheimniß vor mir, und selbst auf die Gefahr hin, meine Freiheit zu verlieren, werde ich keinen Schritt mehr aus dieser Stadt, aus diesem Hause thun, bevor ich nicht die Wahrheit ermittelt habe!“

„Ein Geheimniß?“ fuhr Rabeling auf, einen Schritt zurückweichend, während seine Schultern sich hinter dem vorgebeugten Kopfe gleichsam emporsträubten.

„In Deinem Hause hier sollst Du eine Frau beherbergen,“ sprach Wolfgang weiter, „eine alte Frau mit weißen Locken, — sie ist des Gebrauchs ihrer Füße beraubt und muß gefahren werden. Soll ich die Beschreibung selbst noch weiter ausführen? Wäre es möglich, Franz, daß Du die Grausamkeit gehabt hättest,

mir den Tod meiner Mutter zu melden, mich für mein ganzes Leben mit der Reue zu belasten, ihre Tage durch meine Schuld verkürzt zu haben, während die Todtgesagte, fern von ihrem verbannten Sohne, noch unter den Lebenden weilt? Was hätte Dich veranlassen können, zwischen meine Mutter und mich diesen furchtbaren Trennungsstrich zu setzen? Und doch, welches Interesse hinwieder könnte ein mir völlig fremder Mensch daran gehabt haben, mir ein Märchen aufzuheften? Woher nahm er die Persönlichkeit, die das sprechende Porträt meiner Mutter ist?"

Wenn Rabeling seinen Vetter in Wirklichkeit auf der Spur eines Geheimnisses gesehen hätte, dessen Entdeckung ihn vernichten mußte, so hätte seine Haltung während Wolfgangs Rede nicht fassungsloser seyn können; es konnte aber auch ebenso Ueberraschung seyn, von seinem nächsten Verwandten, dem er Freiheit und Leben gerettet, eines so verbrecherischen Doppelspiels für fähig gehalten zu werden.

„Wer, um Gotteswillen! hat Dir Dieß gesagt?" frug er, als er sich wieder etwas gesammelt hatte.

„Ein Mitreisender," gab Wolfgang kurz und ungeduldig zur Antwort.

„Wie kam überhaupt das Gespräch auf mich?"

„Durch einen einfachen Husten, der den Fremden überfiel," versezte Wolfgang wie oben. „Er nahm einige Hustenbonbons zu sich und rühmte sie mir als Dein spezielles Fabrikat."

„Ich führe in meinem Geschäfte keine derartige Spezialität," entgegnete Rabeling mit unverhohlenem Erstaunen, „die man nicht in jeder andern Apotheke von gleicher Güte haben könnte. Wie sah Dein Mitreisender aus?"

Wolfgang begann den Fremden zu beschreiben. Er war noch nicht weit in seiner Schilderung gekommen, als Rabeling, der mit zunehmendem Staunen zugehört hatte, ihm in die Rede fiel, um die Beschreibung selbst zu vervollständigen und mit dem Ausrufe zu schließen: „O! der schuftige Spion!"

„Spion?" wiederholte Wolfgang.

Rabeling schwieg eine Weile und starrte vor sich hin.

„Allerdings," antwortete er endlich, „Du bist dem schlauesten unserer Geheimpolizisten in die Hände gefallen, und sein Husten

war nichts, als eine Gelegenheitsmacherei, um von den Bonbons die Rede auf mich überzuführen."

Wolfgang war betroffen; mit dem einzigen Worte „Spion" fand manches Räthselhafte an dem fremden Reisegefährten seine Erklärung, ganz besonders das auffällige Wiederzusammentreffen mit demselben im hiesigen Bahnhofe, denn dann hatte seine Reise im gleichen Koupe nur den Zweck gehabt, Wolfgang auszuforschen.

„Wie aber sollte er dazu gekommen seyn," gab Wolfgang dennoch zu bedenken, „in mir den Maiflüchtigen Wolfgang Ritter zu wittern? Woher kannte er meine Beziehungen zu Dir, woher meine Mutter, die niemals hier gewohnt hat?"

„Da fragst Du mich zuviel," versezte Rabeling. „Wer kennt die tausend Fäden, die in der Hand unserer geheimen Polizei zusammenlaufen? Vielleicht hast Du schon in Karlsbad Verdacht erregt; in diesem Falle ist jeder Deiner Schritte hier beobachtet worden. Dann weiß man um Deinen Besuch in meinem Hause und nichts liegt näher, als die Schlußfolgerung, daß Du Beziehungen zu mir unterhältst. Um sich darüber zu vergewissern, stieg der Spion zu Dir ins Koupe und wußte das Gespräch auf mich zu lenken und auf Verhältnisse, die Dich interessiren mußten."

„Was aber konnte er mit der Behauptung bezwecken, meine Mutter sei noch am Leben?"

„Du bist sonst ein ausgezeichneter Kopf, Wolfgang," entgegnete Rabeling ungeduldig, „aber in solchen Dingen hast Du Dich von jeher durch eine rührende Unschuld und Naivetät hervorgethan. Was jene kühne Behauptung bezwecken sollte? Ich frage Dich, ob es noch ein zuverlässigeres Mittel gibt, einen Reisenden zu sofortiger Umkehr zu bewegen, wenn man ihm sagt, daß an dem Orte, den er eben hinter sich gelassen, seine todtgeglaubte Mutter von einem Verwandten verborgen gehalten wird. Freilich muß man es mit einem so Leichtgläubigen zu thun haben, wie Du, der auf das Wort des ersten besten Fremden schwört, wenn dieses Wort auch aus seinem nächsten Verwandten einen Verbrecher macht. Ich könnte mit Dir hierüber rechten, wenn jezt die Zeit dazu wäre!"

„Verzeihe mir, Franz," bat Wolfgang, der von seinem Unrecht gegen den Vetter überzeugt war. „Aber warum versicherte

sich der Detektiv meiner nicht schon unterwegs? Warum ließ er mich aussteigen und frei zurückreisen?"

„Damit er," höhnte Rabeling, „Dich im Neste Deines Vetters fangen und gleich auch den Hehler mitnehmen kann! Hahaha!"

„Ich muß in der That fürchten, daß ich Unglück über Dein Haus gebracht habe!" rief Wolfgang bestürzt. „Was kann ich thun, Franz, damit wenigstens Dir nichts geschieht?"

„So rasch wie möglich wieder aus der Stadt zu entkommen suchen," antwortete Rabeling.

„Wird Das auf dem gewöhnlichen Wege noch möglich seyn?" frug Wolfgang zweifelnd. „Muß ich nicht vielmehr annehmen, daß inzwischen auf allen Bahnhöfen Maßregeln getroffen sind, meine Abreise zu verhindern?"

„Das ist leider nur zu sehr zu befürchten," erwiderte Rabeling. Mit gesenktem Kopfe und nachdenklich an die Stirn gelegter Hand ging er ein Paar Mal im Zimmer auf und ab. Plözlich blieb er stehen, zog sein Portemonnai aus der Tasche, entnahm demselben einen Miniatur-Fahrplan und sah dann nach seiner Uhr.

„Gerade noch eine Stunde bis zum Abgange des nächsten Bahnzugs," murmelte er. „Ich besitze zwei rasche Pferde; die können Dich wieder nach der Station bringen, auf der Du umgekehrt bist; Du wirst früher da seyn, als der Zug, und setzest dann mit dem lezteren Deine Fahrt fort. Das wäre die einzige Möglichkeit für Dich, aus der Stadt zu entkommen."

„Gut," sagte Wolfgang, „ich nehme Deinen Vorschlag an."

Rabeling zog die Klingel und befahl dem eintretenden Mädchen, den Kutscher heraufzuschicken. Dieser erschien und erhielt die Weisung, sogleich einzuspannen; es solle der Landauer genommen und das Verdeck geschlossen werden. Er sagte dem Kutscher noch, wohin die Fahrt gehen solle, und schärfte ihm ein, die Pferde laufen zu lassen, so rasch sie könnten. Als der Kutscher entlassen war, rieb sich Rabeling die Hände; in seinen kleinen Augen glänzte es listig. Er war fast in aufgeräumter Stimmung über seinen glücklichen Plan, an dessen Gelingen er nicht im Mindesten zu zweifeln schien.

Bald verkündete ein dumpfes Rollen und ein leises Vibriren des Zimmers, daß der Wagen in der Hausflur vorgefahren war.

Schon im Begriffe, den Vetter hinabzubegleiten, überlegte Rabeling einen Augenblick und entschwand dann plötzlich in das nächste Gemach, aus welchem er sogleich wieder zurückkehrte, den Hut auf dem Kopfe.

„Es wird doch besser seyn," antwortete er auf Wolfgangs fragenden Blick, „wenn ich mit Dir fahre."

Hierauf eilten Beide die Treppe hinab und stiegen in den Wagen, der gleich darauf dröhnend aus der Halle fuhr.

In die weichen Plüschpolster zurückgelehnt und durch die grünseidenen Fenstervorhänge den Blicken der Außenwelt entzogen, wurden die Vettern in heftiger Schaukelbewegung davon geführt. Die Räder prallten über die Steine und das Aufschlagen der Pferdehufe gab Kunde von dem raschen Tempo, in welchem der Wagen durch die Straßen brauste. Bald lag das Pflaster der Residenz hinter den Reisenden und Hufe und Räder flogen sanft über den erdigen Boden der Chaussée. Die Insassen öffneten nur selten einmal den Mund zum Sprechen. Es hätte ihnen sicher nicht an reichem Gesprächsstoffe gefehlt; wie viel hätten sie einander erzählen können, was sie durchlebt, seit der Ozean beide trennte; und dennoch saßen sie schweigsam neben einander. Rabeling blickte finster vor sich hin; er schien unmuthig über die Ungelegenheiten, die ihm der heutige Tag gebracht, und dazu mochte ihm wohl auch die schwere Kränkung, welche er von dem mißtrauischen Verwandten erfahren hatte, im Kopfe herumgehen. Wolfgang seinerseits mußte sich als den Urheber dieser Mißstimmung anklagen und schwieg wie in innerer Beschämung. So verlief die Fahrt ziemlich eintönig und wortlos.

Endlich hielt der Wagen still. Rabeling drückte den Kutschenschlag auf und ließ Wolfgang aussteigen, der sich wieder vor dem ihm wohlbekannten Stationsgebäude sah. Ein eben ertönendes Glockenzeichen signalisirte das Herannahen des Dampfwagenzugs. Die Vettern reichten einander die Hände, Rabeling zog die Kutschenthür wieder zu; das mächtige, mit weißem Schaum bedeckte Rappenpaar wendete um und dahin glitt der Wagen nach der Residenz zurück.

VI.

Wolfgang betrat den Perron in dem Augenblicke, wo der Zug eben herangedonnert kam. Er ließ sein Auge über die langsam heranrollende Wagenreihe schweifen und stand plözlich wie zu Eis erstarrt. Aus einem der Koupefenster steckte sich auslugend das schwarzbärtige Gesicht mit dem weißen Seidenhute hervor. Es war der Reisegefährte von heute Morgen, dem ein Kondukteur auch bereits die Koupethüre öffnete. Mit einem elastischen Sprunge war er auf dem Perron und stand gleich darauf mit unheimlich frohlockendem Blicke vor Wolfgang.

„Verzeihen Sie," redete er diesen an, „wenn ich Ihnen vielleicht ein wenig aufdringlich erscheine."

„Aufdringlich?" wiederholte Wolfgang mit vor Aufregung bebender Stimme. „Fürwahr, eine allzu poetische Bezeichnung für einen Polizeispion, der sein Opfer an der Fangschnur hält."

Der Fremde schien über dieses Prädikat überrascht. „Was gibt Ihnen die Berechtigung, mich für einen Spion zu halten?" frug er.

„Ich denke doch, es ist verdächtig genug, daß Sie sich heute zum dritten Male an meine Fersen hängen," versezte Wolfgang, der es für gut fand, seinen Vetter aus dem Spiele zu lassen.

„Nun," erwiderte der Andere, „Verdacht gegen Verdacht. Warum leugneten Sie Ihre wahren Beziehungen zu einem Manne, bei dem sie heute schon zweimal ein- und ausgingen, der Sie sogar in seiner eignen Equipage hieherbrachte?"

„Damit gestehen Sie nur, daß Sie meine Schritte belauscht haben und Derjenige sind, für den ich Sie halte. Was wünschen Sie von mir? Sie sehen mich im Begriff, den Zug zu besteigen. Wollen Sie mich zurückhalten?"

„Ja!"

Es zuckte durch Wolfgangs markige Glieder, den Spion zu packen und ihn wie einen Federball unter die Räder des sich eben in Bewegung setzenden Zuges zu schleudern. Aber er hatte seine körperliche Ueberlegenheit noch nie zu einer Gewaltthat mißbraucht. Er beherrschte sich auch dießmal.

„Wollen Sie mir nicht wenigstens sagen," frug Wolfgang in gefaßtem Tone, „für wen Sie mich halten?"

„Für einen schwer getäuschten Mann," entgegnete der Andere.

„Getäuscht von wem?" frug Wolfgang mit tiefem Mißtrauen.

„Es war zwischen uns noch von keinem Anderen die Rede, als vom Besitzer der Einhornapotheke."

„Wozu bedienen Sie sich auch jezt noch dieser trügerischen Lockung, da Sie mich bereit sahen, Ihnen in die Residenz zu folgen?"

„Ich werde Ihnen beweisen, daß während unserer heutigen Fahrt keine einzige Lüge über meine Lippen gekommen ist."

„Wenn Sie Dieß könnten," versezte Wolfgang zweifelnd, „so müßten Sie auch Todte auferwecken können."

„Darauf will ich's getrost ankommen lassen," lautete die bestimmte Antwort.

Wolfgang blickte den Sprecher überrascht und ungläubig an. Hätte ihn die Ueberzeugung, daß er in den Händen eines Spions sei, nicht mit so großem Mißtrauen gegen den Fremden erfüllt, so wäre er genau wieder auf demselben Punkte gewesen, wie am Vormittag.

Wenig neugierig auf die ihm in Aussicht gestellten Beweise, wohl aber in schwerer Besorgniß für sein nächstes Schicksal und in noch schwererer für das seines Vetters, trat er mit dem nächsten Zuge zum zweiten Male die Rückfahrt nach der Hauptstadt an, und abermals theilte er das Koupe mit dem räthselhaften Fremden, dessen Redseligkeit von heute morgen jezt einem tiefen Schweigen gewichen war.

In der Residenz angelangt, schritten Beide stumm neben einander her. Niemand hätte bemerken können, daß der Mann an Wolfgangs Seite ein ihm aufgezwungener Begleiter war; dennoch entging es Wolfgang nicht, daß dieser ein scharfes Auge auf ihn hatte.

Wolfgangs Befürchtung schien sich vorerst nicht bestätigen zu wollen, daß das nächste Ziel der gemeinsamen Wanderung ein Polizeibureau seyn werde; nach der Richtung, die sein Begleiter einschlug, ward ihm vielmehr bei jeder neuen Straßenwendung klarer, daß der erste Gang der Einhornapotheke galt. In der

That standen sie bald vor dem Hause des Vetters. Der Fremde zog die Glocke neben der Hausthüre und schritt, als die leztere sich geöffnet hatte, Wolfgang voraus, die Treppe links liegen lassend, an welcher dieser kaum eine Stunde vorher mit dem Vetter in den Wagen gestiegen war.

Durch die Hinterthüre betraten Beide einen ziemlich breiten Hof mit Seitenbau, Stallung und Remise. Das Thor der lezteren stand offen; unter den Wagen, die Wolfgang darin stehen sah, fehlte der Landauer, ein Beweis, daß der Vetter noch nicht zurückgekehrt sei. Auch auf dieser Kehrseite der Einhornapotheke verrieth sich Wohlstand und Eleganz, bis auf die grünen Jalusien, welche zum Schutze gegen die Nachmittagssonne sämmtlich geschlossen waren. Der Hof wurde in seiner ganzen Breite durch ein niederes Geländer abgegrenzt, hinter welchem sich eine große Gartenanlage mit schattigen Bäumen ausdehnte. Zwei Zugänge führten zu dieser Anlage: auf der Seite, wo sich die Hinterbauten befanden, eine gewöhnliche, offenstehende Gartenthüre; rechts dagegen, wo eine hohe Mauer mit grün umranktem Spalier den Hof vom Nachbargrundstück schied, stand den Eintretenden eine schmale, mit Draht vergitterte Pforte entgegen, die Wolfgangs Begleiter, die Hand auf den Thürdrücker legend, öffnete. Hier wurden Beide von einem schattigen Laubgange aufgenommen, der von dichten Schlinggewächsen überwölbt war und kaum einen Durchblick auf die Gartenanlagen zur linken Hand gestattete. Am Ende des Ganges führte eine Thüre in einen Glasbau, in welchem der mit allen Lokalitäten genau vertraute Fremde Wolfgang eintreten ließ.

Dieser sah sich mit seinem Begleiter in einem reizenden kleinen Raume, welcher mehr einem Wintergärtchen als einem Gewächshause glich und gegen die Gartenanlagen zu einen Halbkreis bildete, ganz aus Holzrahmen mit eingefaßten Glasscheiben errichtet. Die Fortsetzung der Grenzmauer bildete die einzige steinerne Wandseite des luftigen Baues, in welchem einige zierliche Gartenmöbel standen, während sich rings um die gläserne Halbrunde Blumenterrassen erhoben, so reich mit exotischen und einheimischen Gewächsen besezt, daß man nur an wenigen Stellen einen Ausblick auf den Garten gewinnen konnte, der hier von verschiedenen breiten Sandwegen durchkreuzt wurde. Der Thüre

gegenüber, durch welche man eingetreten war, befand sich eine zweite Thüre; beide waren in ihren Hauptbestandtheilen aus Glas, aber mit grünseidenen Vorhängen versehen, welche den hereinfallenden Sonnenschein angenehm dämpften.

Was sollte Wolfgang in diesen Räumen? Wozu hatte sein Begleiter ihn hiehergeführt? War Dieß der Anfang zu seiner Gefangenschaft? War es eine dem Vetter gestellte Falle? Oder war das vermessene Wort des Fremden kein hohler Trug gewesen, und sollte das Ungaubliche hier zur Wahrheit werden?

Wolfgang fühlte sich beklommen; seine Gedanken verwirrten sich. Seine Stimme zitterte, als er das bisherige Schweigen durch die Frage zu unterbrechen wagte: „Und was nun?"

Der Fremde sah nach seiner Uhr.

„Nur noch ein wenig Geduld und es wird sich draußen im Garten Jemand zeigen," antwortete er mit zufriedenem Lächeln. „Es ist gerade die rechte Stunde. Stellen Sie sich zwischen diese beiden Oliandերbäume, daß man Ihr Gesicht von Außen nicht sehen kann. Aber verhalten Sie sich ruhig."

Wolfgang nahm die ihm angewiesene Stellung ein, die ihn zwischen den Blättern den Blicken von Außen verbarg.

Sein Herz klopfte ängstlich, er fühlte, daß ihm das Blut von den Wangen wich und bemerkte, daß der Fremde seine innere Bewegung beobachtete.

Jezt wurde von draußen ein Geräusch vernehmbar, als ob der Sandweg von Rädern durchschnitten würde; dazwischen hörte man sprechen, aber noch war Niemand zu sehen. Das Geräusch kam näher; hinter den Blättern eines hohen Rosengebüsches bewegten sich dunkle Schatten und nun schob sich hinter dem Busche ein Rollstuhl hervor, in welchem eine alte Dame lehnte. Sie wandte den Kopf rückwärts, gegen die noch unsichtbare Person, welche das Fahrzeug lenkte; während sie mit derselben sprach, machte der Rollstuhl Halt, so daß die Person dahinter noch durch den Rosenbusch verborgen blieb. Bei jener Wendung des Kopfes genoß Wolfgang von seinem verborgenen Standpunkte aus den vollen Anblick des ehrwürdigen Frauenantlitzes mit den Silberlöckchen. Er hatte diese Augen längst erloschen geglaubt, sich diese Züge längst als etwas Gewesenes, nur in seiner treuen Er-

innerung noch Fortlebendes vergegenwärtigt, diese Gestalt sich als Asche gedacht, die in einer hohlen Hand Plaz findet.

„Sehen Sie diese Matrone?“ ließ sich der Fremde vernehmen. „Sie allein ist die Quelle all des Wohlstandes, dessen Rabeling sich erfreut.“

„Meine Mutter! Meine theure Mutter!“ rief Wolfgang, seiner selbst kaum mächtig, und wäre am liebsten hinausgestürzt, um sich über den Rollstuhl zu werfen, hätte er nicht noch so viel Geistesgegenwart besessen, um zu bedenken, daß sein plözlicher Anblick der alten Frau das Leben kosten könnte.

Wie kam ihm dieser Ort, an dem er sich so fremd, so beklommen gefühlt, mit einem Male so ganz anders vor, nun er wußte, daß wenige Schritte von ihm das zärtliche Mutterherz schlug, welches er längst gebrochen wähnte! Er fühlte sich nicht mehr als Fremdling in dieser Stadt, aus der er heute schon einmal wie ein Ausgestoßener geschieden war, ohne Ahnung, welch theueres Gut er hier zurückließ. Er hätte sein Glück laut hinausjubeln, hätte niedersinken und die Hände falten mögen, zum Dankgebet zu Gott, der ihm die Todtgeglaubte wiederschenkte und mit väterlicher Milde eine schwere Schuld von seinem Gewissen nahm.

Es war ihm in dieser beseligten Stimmung unmöglich, auch nur einen zürnenden Gedanken gegen seinen Vetter in sich aufkommen zu lassen, der ihn so schwer hintergangen hatte. In Wolfgangs Innerm herrschte nur Freude und voll überwallender Dankbarkeit wandte er sich um gegen den Fremden, welcher ihm mit energischem Bemühen die Binde von den Augen genommen hatte. Aber er zog die Hand, die sich dem Zeugen seines Glückes entgegenstrecken wollte, wieder zurück; denn dieser begegnete ihm jezt mit einem so finsteren Blicke, daß Wolfgang fürchtete, das Zusammentreffen mit seiner Mutter sei nur eine Probe gewesen, um den lezten Zweifel über seine Persönlichkeit zu lösen und den Flüchtling nur um so sicherer zu umgarnen. Betroffen wandte sich Wolfgang von ihm ab und aufs Neue der Mutter zu. Der Rollstuhl sezte sich eben wieder in Bewegung und die bisher unsichtbar gewesene Begleitung, mit welcher Frau Ritter gesprochen hatte, trat hinter dem Gebüsch hervor. Aber es war keine Dienerin, sondern eine jüngere Dame in elegantem Hauskleide und Gartenhute, und zart und weiß waren die Hände, welche die

Lehne des Rollstuhls umklammerten. Ein Laut der Ueberraschung entglitt Wolfgangs Lippen, als er die Züge der Dame näher ins Auge faßte. Er konnte sich unmöglich täuschen: die er einst der Mutter als Tochter hatte zuführen wollen, als pflegende Trösterin in ihrem Leiden, — Die war's, die er jezt in Wirklichkeit zärtlich um die Kranke beschäftigt sah, — es war Albertine Kammrodt, seine gewesene Braut.

In welchen Beziehungen stand sie zur Mutter? Welche Stellung nahm sie in dem Hause des Vetters ein, der heute erst die Kenntniß ihres Aufenthaltes so entschieden in Abrede gestellt hatte? Wolfgang wandte sich wieder nach seinem Begleiter um.

„Sie wollen wissen," nahm ihm dieser die Frage von den Lippen, „wer die Dame hinter dem Rollstuhl ist?"

Wolfgang bejahte.

„Diese Dame," entgegnete der Fremde, während er den forschenden Blick auf Wolfgang heftete, als wollte er bis in dessen verborgenste Herzensfalte dringen, „diese Dame ist Frau Rabeling."

„Nicht möglich!" rief Wolfgang im Tone des Widerspruchs.

„Zweifeln Sie abermals an meiner Glaubwürdigkeit?" frug der Fremde kalt und höhnisch.

„Nein, ich darf daran nicht mehr zweifeln," entgegnete Wolfgang, „im Gegentheil, ich habe Sie wegen meines Unglaubens um Verzeihung zu bitten."

Kopfschüttelnd blickte Wolfgang den beiden Frauen nach, die mit dem Rollstuhle bald aus seinem Gesichtskreis entschwanden.

„Sie sind in diesem Hause offenbar kein Fremdling," begann er nach längerem Ueberlegen, „vielleicht wissen Sie Rath, wie ich jene Dame — ich meine Frau Rabeling — heute noch unter vier Augen sprechen könnte?"

Der Gefragte warf Wolfgang einen fast gehässigen Blick zu, als habe ihm dieser eine schwer beleidigende Zumuthung gestellt. Doch schien er gleich nachher schon anderen Sinnes geworden zu seyn und Wolfgangs Anliegen in Erwägung zu ziehen.

„Ich kann Ihnen zu dieser Unterredung noch in dieser Stunde an diesem Orte verhelfen," gab er zur Antwort, indem er rings in dem Glasbau umherblickte. „Sie haben weiter Nichts zu thun, als hier auszuharren. Sie werden Frau Rabeling mit der

alten Dame im Rollstuhle wieder vorüberkommen sehen und sobald sie dieselbe ins Haus gebracht hat, wird sie sich hier einfinden. Ich verlasse Sie jezt und erbitte mir nur Ihr Ehrenwort, daß Sie über Denjenigen, der Sie an diesen Ort geführt, das strengste Schweigen bewahren."

Wolfgang kam diesem Verlangen nach. „So ist zwischen uns nichts mehr abzuthun?" frug er etwas erleichert. „Kein andrer Grund, als mir zu diesen Aufschlüssen zu verhelfen, für welche ich mich tief in Ihrer Schuld fühle, veranlaßte Sie, meinen Schritten zu folgen?"

„Kein anderer," entgegnete der Fremde mit der früheren Kälte. „Doch könnten Sie meiner vielleicht noch einmal bedürfen. Für diesen Fall thäten Sie gut, mir einen Ort anzugeben, wo ich Sie zu jeder Stunde treffen kann."

Wolfgang bezeichnete ihm den Gasthof, wo er übernachtet hatte.

„Hörten Sie Nichts?" frug plözlich der Fremde, indem er lauschend den Finger erhob.

Es war Alles still, so sehr Wolfgang auch sein Ohr anstrengte.

„Doch!" behauptete der Andere, „ich vernahm ein leises Geräusch. Es ist nicht ganz sicher hier."

Damit öffnete er die Thür auf der andern Seite des Wintergartens, die in einen ebensolchen dicht umrankten, aber bedeutend längeren Laubengang führte, wie der vor dem Glashause, und bedeutete ihm, einstweilen in diesen Gang zu treten.

„Wenn eine Störung zu befürchten ist," raunte er Wolfgang nach, als sich dieser draußen befand, „so geselle ich mich zu Ihnen. Bleibe ich aber aus, so können Sie binnen einer Minute zurückkehren und dann getrost die Dinge erwarten."

Als er hinter Wolfgang die Glasthüre mit dem grünen Vorhange geschlossen hatte und sich in dem kleinen Pflanzenhause allein sah, war ihm von der soeben geäußerten Besorgniß nichts mehr anzumerken. Vielmehr drückte seine Miene eine gewisse Befriedigung aus, wie über eine List, durch welche es eben gelungen war, einen unbequemen Zeugen zu beseitigen. Hastig schlich er nach einer Gruppe farbenprächtiger Azaleen, welche eine Hauptzierde der Blumenterrasse bildeten und sich unweit der Stelle be-

fanden, von wo aus Wolfgang vorhin die beiden Frauen beobachtet hatte. Er nahm jezt in der Reihenfolge, in welcher die Blumentöpfe nebeneinander standen, eine Versetzung vor, sodaß die Farbengruppirung eine andere wurde, obwohl das veränderte Farbenbild nur einem eingeweihten Auge auffallen konnte. Dann stieß er dicht neben der Glasthüre, die nach dem vorderen Laubengange führte, einen der Fensterrahmen auf, der sich nach Außen emporklappen und mittelst eines Hakens in halbgeöffneter Stellung befestigen ließ. Als er diese Anordnung nicht ohne Schwierigkeit getroffen, — da sich seine Hände durch die hier sehr dicht stehenden Pflanzen nur mühsam Bahn brechen konnten —, schlüpfte er zur Thüre hinaus und faßte draußen dicht neben dem zuvor geöffneten Fenster Posto, nach dem Hause und dem Garten zu durch den dichten Laubengang gedeckt, in dessen Bereiche sich das aufgeklappte Fenster noch befand. Hier verharrte er regungslos und lauschend, um von den Vorgängen, die er voraussah, unsichtbarer Zeuge zu seyn.

Zunächst hörte er, wie nach Ablauf der gestellten Frist Wolfgang von der andern Seite wieder ins Glashaus trat. Nach einer Weile vernahm er die Annäherung des Rollstuhls und die Stimmen der beiden Damen, welche aus dem hintern Theile des Gartens zurückkehrten. Als er sie an der Stelle angelangt wußte, wo dem Vorübergehenden die Azaleen sichtbar wurden, nahm seine Miene den Ausdruck ängstlicher Spannung an, als ob Dieß der Augenblick sei, wo es sich für ihn ums Gelingen oder ums Fehlschlagen handle. Das beschleunigte Tempo, in welchem sich plözlich der Rollstuhl weiterbewegte, schien ihn offenbar von seinem Zweifel zu befreien. Rasch verlor sich das Geräusch der Räder in den Sandwegen, um vom Hofe her noch einmal laut zu werden und dann zu verstummen. Nicht lange währte es, da sah er Albertine allein zurückkehren, den gleichen Weg am Glashäuschen vorüber wandelnd, um sich gegen den Hintergrund des Gartens zu verlieren. Ungeduldig zählte er die Minuten und Sekunden, bis er endlich, das Ohr lauschend an das offene Fenster gelehnt, von jener Seite her, wo der Laubengang sich durch die ganze Tiefe des Gartens fortsezte, die Thüre des Glashauses gehen und Albertine eintreten hörte.

Er lächelte, als er einen leisen Schreckensruf vernahm.

„Was ist Das?" hörte er sie mit keuchendem Athem fragen. „Wen suchen Sie hier? Wer sind Sie, mein Herr?"

Sie schien die Flucht ergreifen zu wollen, während Wolfgang sie mit sanfter Stimme zum Bleiben zu bewegen suchte und versicherte, daß sie Nichts zu befürchten habe.

„Wie kommen Sie an diesen Ort?" frug Albertine im Tone des Mißtrauens. „War noch Jemand bei Ihnen?"

„Auf diese Frage muß ich schweigen," lautete die Antwort. „Ich könnte Ihnen mit einem Worte allen Argwohn benehmen und Ihr Vertrauen gewinnen, aber dazu bedarf es schonender Vorbereitung; Sie würden zu sehr erschrecken."

„Was werde ich hören müssen?" frug Albertine.

„O, nichts Schlimmes, wenn es Sie auch überraschen wird. Sie besaßen einst einen Bräutigam, Wolfgang Ritter, den Sie als todt betrauern," sagte Wolfgang, während sich das Gesicht des Lauschers boshaft verzerrte. „Aber er ist nicht todt, er lebt und hat mich beauftragt, Sie darauf vorzubereiten."

Die Wirkung dieser Worte war ein tiefes Schweigen.

„Mein Gott!" rang es sich endlich aus Albertinens Brust. „Wäre es möglich?! Diese Stimme!"

„Fassen Sie sich, verehrte Frau," bat Wolfgang, aber vergebens; denn Albertine stieß einen Schrei aus, daß der Horcher draußen zusammenschrak und in großer Besorgniß schwebte, es könne dadurch ein Unberufener herbeigelockt werden. Aber es blieb Alles still und auch im Glashause trat wieder ein längeres Schweigen ein.

„Ja, ich bin es selbst," sagte Wolfgang endlich, nachdem sich wahrscheinlich eine stumme Szene des Wiedererkennens abgespielt hatte, eine Vermuthung, die dem verborgenen Ohrenzeugen, dessen Auge das dichte Blätterwerk nicht zu durchdringen vermochte, eine quälende Unruhe zu bereiten schien. Er hörte Wolfgang dann fortfahren:

„Man hat mich für todt gehalten, und ich weiß wohl, daß meine Auferstehung Verwirrung und Bestürzung über dieses Haus bringt. Ich sehe auch Sie unter diesem Eindrucke und soweit ich bis jezt die Lage der Dinge überblicke, haben Sie mehr als einen Grund dazu. Ich werde Sie später bitten, meine Mutter schonend darauf vorzubereiten, daß ihr Sohn lebt und in ihrer Nähe ist.

Für jezt möge es ihr noch verschwiegen bleiben, bis ich mich mit Rabeling, Ihrem Gemahle, auseinandergesezt habe, der bereits um meine Wiederkunft weiß."

„Er hat mir nichts davon gesagt," wurde von Albertine erwidert, „doch bemerkte ich heute eine seltsame Verstörung an ihm. Auch trat er sehr hastig und ohne sich von mir zu verabschieden, eine kleine Reise an, von der er noch nicht zurück ist. Es kann Ihrem vermeintlichen Tode von Seiten meines Gemahls nur ein unseliger Irrthum zu Grunde liegen, den wir Alle getheilt haben."

„Mag es ein noch so verhängnißvoller Irrthum seyn," hörte der Lauscher Wolfgang in warmem Tone sagen, „so verdanke ich ihm doch die wohlthuende Genugthuung, daß mir ein treues, wenn auch unverdientes Andenken bewahrt wird. Auf der Begräbnißstätte der Maigefallenen stand ich gestern vor dem Denksteine, den Sie auf dem Grabe Ihres ehemaligen Bräutigams errichten ließen."

Der Lauscher wandte den Kopf, als traue er seinen Ohren nicht.

„Stellen Sie sich nicht fremd, Albertine," fuhr Wolfgang fort.

„Albertine?" zischte es draußen vor dem Fenster. „Ei! welche Vertraulichkeit!"

„Suchen Sie den schönen Zug Ihres Herzens nicht zu verleugnen, mag auch immerhin der versöhnende Tod Ihre Gefühle verklärt haben. Bereits erfuhr ich Ihren Namen bei dem Bildhauer Kretzschmar, der den Denkstein verfertigt hat. Wenn auch zwischen dem Tage, wo Ihr Herz Ihnen jene Inschrift diktirte und Sie mir eine für dieses Leben hoffnungslose Treue geloben ließ, — wenn auch zwischen jener Zeit und heute die Schließung Ihrer Ehe mit einem Andern liegt, so sagte mir doch der frische Kranz auf dem Grabe, daß Sie mein Andenken bewahrt haben. Ich danke Ihnen dafür."

Der Horchende draußen hatte während dieser Rede vor Staunen beide Arme verschränkt und glich einer Bildsäule. Als jezt Albertine das Wort ergriff, machte der starre Ausdruck seines Gesichts einer hochgradigen Spannung Plaz.

„Die Indiskretion des Bildhauers nöthigt mich, diesen Dank anzunehmen," lautete Albertinens Erwiderung, „obwohl mich Dieß

mit meinen Pflichten und meiner Stellung als Gattin in Konflikt bringt. Das Gelöbniß, welches ich am Grabe des Todten abgelegt habe, darf ich dem Lebenden gegenüber in mir nicht mehr zur Macht gelangen lassen, so hart dieser Kampf auch ist."

„Hart also?" flüsterte der Lauscher und seine Brust hob sich unter einer stürmischen Erregung.

„Ich weiß Ihre veränderte Lage vollkommen zu würdigen," gab Wolfgang zur Antwort.

„Und ich will Ihnen offen mittheilen, wie diese Lage geschaffen wurde," fuhr Albertine fort. „Sie selbst, Wolfgang, —"

„Wolfgang!" knirschte es draußen, wie höhnend, zwischen den zwei Reihen perlengleicher Zähne hindurch.

„Sie selbst waren der bewegende Gedanke dabei. Ihre Mutter hatte mich lieb gewonnen; ihr Herz klammerte sich an das Mädchen, welches der todtgeglaubte Sohn seine Braut genannt hatte, wie an ein theures Vermächtniß, wenn auch unsere Verlobung schon früher gelöst worden war. Sie wünschte die Bande der Verwandtschaft mit mir, die dem Sohne zu knüpfen nicht vergönnt waren, durch ihren Neffen geknüpft zu wissen, der sich der verlassenen Frau liebevoll annahm, und dieser Wunsch war mir heilig. Das Einzige, was ich in diesem Leben für den mir entrissenen Bräutigam thun konnte, war, seiner Mutter eine gute Tochter zu werden."

Das wohlgebildete Antliz des Lauschers war kaum wiederzuerkennen, so grinste aus den verzerrten Zügen die innere Leidenschaft und in den dunklen Augen brannte eine ganze Hölle.

„Nun kenne ich das Opfer, das Sie dem todten Bräutigam brachten," sagte Wolfgang warm. „Sie gingen eine Ehe ein, die Ihrem Herzen fremd war. Oh! hätte ich die Hoheit Ihrer Seele früher gekannt, — es wäre Alles anders gekommen. Ich kann Ihnen nur damit lohnen, daß ich meine Hand schirmend über den Frieden Ihres Daseyns halten werde."

Der Horcher draußen nickte ironisch mit dem Kopfe.

„Niemand in diesem Hause soll der Stunde meiner Rückkunft fluchen dürfen," betheuerte Wolfgang, während um den Mund des Lauschenden ein heimtückisches Lächeln spielte.

„Wie ein flüchtiger Traum würde ich von dieser Schwelle weichen und auf Nimmerwiedersehen in die Fremde zurückkehren,

hielte mich nicht das heilige Anrecht auf meine Mutter zurück. Ueberlassen Sie vorläufig alles Weitere mir und schweigen Sie Ihrem Gemahle gegenüber, wenn er Sie nicht selbst ins Vertrauen zieht, woran ich jedoch zweifle."

„Ich werde mich ganz nach Ihren Wünschen richten und lege das Schicksal dieses Hauses vertrauensvoll in Ihre Hand," hörte der Lauscher Albertine sagen, und da in diesem Augenblicke vom Vorderhause her das Dröhnen eines Wagens und der Hufschlag von Pferden die Rückkehr Rabelings ankündigte, so hatte er Grund, das belauschte Gespräch als beendet zu betrachten. Er wartete, bis er den Wagen in den Hof fahren hörte, und verließ dann seinen Posten, leichten Schritts den Laubgang entlang eilend und durch das Pförtchen verschwindend.

Bald auch verließ Wolfgang, während Albertine im Glashause zurückblieb, auf dem gleichen Wege den Garten. Er hielt es nicht für wohlgethan, sich unmittelbar an den Vetter selbst zu wenden; er fühlte sich der Schlauheit desselben, über die ihm jezt erst eine gewaltige Ahnung aufgegangen war, nicht gewachsen und fürchtete mit Recht, daß dieser seine gefährliche Position eher mit neuen Kriegslisten vertheidigen, als ein unumwundenes, ehrliches Geständniß ablegen würde.

Indem Wolfgang sich die Lage vergegenwärtigte, in welche sich der Vetter durch seine Ankunft versezt sah, fand er den Schreck desselben allerdings gerechtfertigt. Nie aber hätte er in dem kriechenschen Männchen, das er mit Lächeln einst um die Protektion der Großen buhlen sah, jenes unerhörte Maß muthvoller Frechheit gesucht, womit er der Gefahr entgegengetreten war. Jeder Zug, den Wolfgang heute in des Vetters Benehmen beobachtet, jede Aeußerung, jede Maßnahme desselben lag jezt in allen ihren hinterlistigen Motiven klar vor Wolfgangs Augen: des Vetters heftiger Widerspruch, als Wolfgang ihm die Absicht zu erkennen gab, in Leipzig der Mutter Grab zu besuchen, seine vorgeschüzte Unwissenheit über Albertinens Schicksal und Aufenthalt, sein eifersüchtiger Hohn, als sich Wolfgang von ihr ein unvergeßliches Andenken bewahrt glaubte. Ueber die Person und Beweggründe jenes räthselhaften Fremden grübelte er vergebens. An sein Spionenhandwerk glaubte er nicht mehr. Wohl aber mußte dieser Mann mit allen Verhältnissen des Hauses genau vertraut seyn

und, nach Wolfgangs Schilderung vom Vetter sogleich erkannt, hatte dieser mit großer Geistesgegenwart einen Spion aus ihm gemacht und mit diesem glücklichen Griffe nicht nur Wolfgangs Mißtrauen sofort niedergeschlagen, sondern diesen auch von der Nothwendigkeit einer raschen Flucht überzeugt. So ward er den Ankömmling aus Amerika wieder los; der eilige Aufbruch mittelst eigner Equipage war eine Komödie und des Vetters Mitfahrt eine Vorsichtsmaßregel gewesen, um ein etwaiges Ausfragen des Kutschers durch Wolfgang zu verhindern.

Wolfgang wollte zunächst untersuchen, wie weit die Aufklärungen reichen würden, die der Bildhauer zu geben im Stande war, und in der Hoffnung, daß derselbe inzwischen von seiner Geschäftsreise zurückgekehrt sei, trat er den Weg nach dessen Atelier an.

Er überdachte unterwegs die Lage der Dinge, wie sie sich ihm nach den neuesten Erfahrungen darstellte. Er hatte Albertine aus Schonung bei dem Glauben gelassen, daß er auch ihrem Gemahle für todt gegolten habe. Gerade das Gegentheil jedoch, nämlich die für Wolfgang noch immer unerklärliche Inszenirung seines Todes, glaubte er als das wohlüberlegte, planvoll durchgeführte Werk des Vetters erkennen zu müssen, welcher in seiner Sucht nach Reichthum den flüchtigen, vom Vaterlande losgerissenen Erben eines bedeutenden Vermögens für todt ausgegeben hatte, um als einziger Verwandter Frau Ritters die Erbschaft für sich selbst zu sichern. Durch die falsche Nachricht von dem Ableben der Mutter schnitt er von vornherein die Möglichkeit ab, daß ein Brief Wolfgangs an die Mutter seinen Plan vereiteln könne. Hätte Wolfgang während seiner Flucht Zeit gefunden, auch nur eine Zeile nach Hause zu schreiben, so wäre für Rabeling das Spiel verloren gewesen, aber das Glück begünstigte, wie so oft, das Verbrechen. Nachdem Rabeling mit der falschen Todesnachricht den ersten Schritt gethan, that er auch den zweiten durch die durchaus glaubwürdige, ja folgerechte Vorspiegelung, das Erbe des politischen Flüchtlings sei vom Staate eingezogen worden, und benahm dadurch jenem den Muth, zur Rettung seines Vermögens etwas zu unternehmen.

So war es dem unbedeutenden Verwandten, von dem sich Wolfgang einst beneidet sah, gelungen, vollständig dessen Stelle

einzunehmen: er genoß den Mitbesiz des mütterlichen Vermögens und hatte die Braut heimgeführt, die Wolfgang sich erkoren. Eine Regung wie Eifersucht konnte natürlich in Wolfgang nicht aufkommen, selbst jezt nicht, wo er durch die Grabschrift über die ganze Tiefe der Neigung belehrt worden war, welche die frühere Braut für ihn gehegt und über das Grab hinaus bewahrt hatte, und wo er das Opfer kannte, das sie um seinetwillen der Mutter dargebracht. Er würde allerdings durch diese Erkenntniß vor dem verzweifelten Schritte geschüzt worden seyn, den Konflikt seines Herzens durch den Heldentod lösen zu wollen, — aber ein anderes Gefühl, als das einer übernommenen Pflicht, würde ihn auch heute nicht mit Albertine zum Traualtar begleitet haben. Jener fieberische Pulsschlag der Liebe hatte Friederiken gegolten, die er nicht besitzen durfte, die seine Leidenschaft nicht erwiderte, und wenn auch Zeit und Entfernung den wühlenden Schmerz hoffnungsloser Entsagung in ihm gedämpft hatten, so war die Wunde doch wieder aufgebrochen, seit er den Fuß auf den Schauplaz alter Erinnerungen gesezt und, einem unwiderstehlichen Drange nachgebend, die volle Gewalt von Friederikens Persönlichkeit wieder hatte auf sich wirken lassen. Er rang mit sich selbst, den Gedanken an die Künstlerin niederzukämpfen, er schien ihm sündig Angesichts der wiedergefundenen Mutter, die er, um ihretwillen, schon einmal verloren hatte.

Alles Das beschäftigte seine Seele während des ganzen Weges, bis er sich vor dem Häuschen des Bildhauers angelangt sah. Als er, wieder stumm begrüßt von der segnenden Engelsstatue, die dem Eingange gegenüber stand, das Atelier betrat, wurde er wie gestern von der Frau des Bildhauers empfangen. Seine Befürchtung, daß ihr Mann noch verreist sei, bestätigte sich jedoch nicht. Er war heute zurückgekehrt, augenblicklich aber in Geschäften ausgegangen, die ihn voraussichtlich bis zum Abend vom Hause fern halten würden.

„Ich habe jedoch meinem Manne Ihr Anliegen bereits mitgetheilt,“ fügte die Frau hinzu, „und mir von ihm noch einmal den Hergang bei Auffindung der Leiche Ihres Verwandten erzählen lassen.“

„Dann könnte ich also die gewünschte Auskunft auch von

Ihnen erhalten?" frug Wolfgang und bezwang sich nur mit Mühe, den Schein äußerer Ruhe zu bewahren.

„Soweit mein Mann sich darüber geäußert hat, allerdings. Aber er war sehr eilig und Alles, was er mir sagte, beschränkte sich nur auf einige hingeworfene Sätze. Wenn Ihnen daran liegt, Ausführlicheres zu erfahren, so werden Sie sich wohl morgen Vormittag noch einmal herbemühen müssen."

„Einstweilen würde ich auch für die oberflächlichste Mittheilung dankbar seyn," versicherte Wolfgang.

„Viel weiter reicht diese freilich nicht," antwortete die Bildhauersfrau, „als daß mein Mann zu der Patrouille kommandirt war, die Ihren Verwandten suchte, um ihn gefangen zu nehmen. Jemand hatte es verrathen, daß er sich im Magazin eines Droguenhändlers versteckt halte. Während man dort vergebens nach ihm suchte, kam der Hausbesitzer selbst und bekannte offen, daß der Gesuchte sich bei ihm habe verbergen wollen; er habe ihm Dieß jedoch, als einem Rebellen, verweigert, und um der Gefangenschaft zu entgehen, habe sich der Flüchtling vor seinen Augen erschossen. In einem der Wohnräume fand man auch den Todten mit der Wunde in der Brust. Er war dem Führer der Patrouille und einem diese begleitenden Polizeikommissär als Wolfgang Ritter und zugleich als Vetter des Droguenhändlers bezeichnet worden. Der Leztere räumte die Richtigkeit dieser Angaben ein, und als man in den Kleidern des Todten nachsuchte, fand sich darin eine gestickte Brieftasche, welche den Namen Wolfgang Ritter trug und ein Bündel an den gleichen Namen adressirter Briefe enthielt, die von seiner Braut stammten. Das ist Alles, was mir mein Mann in der Eile darüber gesagt hat."

So dürftig diese Auskunft der Berichterstatterin erscheinen mochte, von so gewichtigem Inhalt war sie für Wolfgang.

Bei der Leiche eines Insurgenten also hatte man seine Brieftasche, Albertinens Geschenk, nebst ihren Briefen vorgefunden. Wie der Vetter zu jenem todten Gaste gekommen war, blieb für Wolfgang jezt Nebensache. Daß aber Rabeling diese Gegenstände vorher dem Todten zugesteckt und dadurch Wolfgangs Personalien auf denselben übertragen hatte, und daß der fremde Leichnam auf den Namen Wolfgang Ritter beerdigt worden war, schien zweifel-

los. Auch darüber, wie die Brieftasche sammt ihrem Inhalt in Rabelings Hände gelangt seyn konnte, hatte Wolfgang seine Vermuthung, die an Klarheit kaum zu wünschen übrig ließ. Es fiel ihm sogleich Rabelings Gehilfe ein, welcher im Auftrage des Geheimraths Kammrodt diese Gegenstände ihm abgefordert und dafür den Verlobungsring und die Briefe überbracht hatte, die Albertine von Wolfgang besaß. Der Austausch dieser Andenken durch die Hand Trimborns ließ keinen Zweifel zu, daß der Leztere wirklich als Bevollmächtigter des Geheimraths handelte. Naturgemäß mußte aber Wolfgang jezt auf den Gedanken gerathen, daß Trimborn seine Vollmacht mißbraucht und die Brieftasche sammt ihrem Inhalt seinem Prinzipale ausgeliefert habe, der sich ihrer dann bediente, um die nach Wolfgang suchende Patrouille über dessen Person zu täuschen. Noch war hiebei manches Räthselhafte, denn unmöglich konnte Rabeling voraussehen, daß Wolfgang als Flüchtling bei ihm Schuz suchen werde, wenn auch der von Trimborn an ihm geübte Verrath sicher das Werk eines Einverständnisses zwischen Prinzipal und Gehilfe gewesen war, denn Wolfgang wußte sich von Trimborn gehaßt; er hatte den ihm durchaus unsympathischen Menschen, der mit im Hause wohnte, nie Beachtung geschenkt und sich durch dieses vornehme Uebersehen sein Uebelwollen zugezogen, dessen erste Folge offenbar die war, daß er dem Geheimrath Wolfgangs Theilnahme am Straßenkampfe verrieth . . .

Wolfgang dankte der Frau für ihre Mittheilung und verließ das Atelier mit dem Vorhaben, am nächsten Vormittage wiederzukommen, um vielleicht noch Ausführlicheres von dem Bildhauer selbst zu erfahren, dessen Zeugniß von Wichtigkeit werden konnte, falls Rabeling sich weigerte, die Wahrheit zu bekennen.

Es war Nachmittag, und seit dem heute früh im Hotel genommenen Frühstück hatte Wolfgang weder Speise noch Trank genossen, auch fühlte er sich infolge der gewaltigen Eindrücke, die er heute empfangen, in hohem Grade abgespannt. Er suchte daher wieder das Hotel auf, um sich der Ruhe hinzugeben. Nach seiner Ankunft daselbst warf er rasch erst noch ein Paar Zeilen an Albertine nieder. Es sei für die Aufhellung des Thatbestandes für ihn von Wichtigkeit, theilte er ihr mit, zu wissen, an welchem Tage sie aus Trimborns Händen jene Brieftasche mit ihren Briefen

zurückempfangen, und ob sie dieselben stets in sicherer Verwahrung gehalten habe.

Wolfgang übergab das Billet einem Bediensteten des Hotels, der ihm vom Wirthe als besonders zuverlässig empfohlen wurde, und beauftragte ihn, den Brief nur dann abzugeben, wenn Frau Rabeling, die er dem Boten genau beschrieb, ihn selbst in Empfang nähme. In diesem Falle sollte er auf Antwort warten. Das Billet, mit welchem nach einiger Zeit der Bote zurückkehrte, trug Albertinens wohlbekannte Schriftzüge. Wolfgang las es kopfschüttelnd. Tag und Stunde, wo Albertine die Brieftasche sammt Briefen von Trimborn ausgeliefert worden war, stimmten genau mit der Zeit, zu welcher Wolfgang dem Droguengehilfen beides übergeben zu haben sich genau erinnerte. Die Ablieferung war somit ohne Verzug erfolgt. Auch hatte Albertine, wie sie hinzufügte, die Gegenstände an einem Orte aufgehoben, der keiner fremden Person zugänglich war; sie hatte sie auch nie vermißt und befanden sich heute noch in ihrem Besitze . . .

VII.

Es war am anderen Morgen, als Rabeling in das kleine Kabinet trat, welches an die Offizin stieß und ihm als Arbeitszimmer diente. Er begann sein heutiges Tagewerk damit, daß er auf die Glocke drückte, die vor ihm auf dem Schreibtische stand. Die Glocke versagte mehreremale unter dem allzu heftigen Druck, und der Ton, den sie endlich von sich gab, klang sehr schrill. Für die Gehilfen in der Offizin war Das ein Zeichen, daß einer von ihnen in das Kabinet des Prinzipals kommen solle, um dessen Befehle entgegenzunehmen. So pünktlich die lezteren sonst vollzogen wurden, so rührte sich doch heute keiner der Gehilfen von der Stelle. Mit einer einzigen Ausnahme sahen sie Alle einander betroffen an; denn wenn die Glocke jenen schrillen Ton von sich gab, so war der Prinzipal in böser Laune, und dann zitterte Jeder vor ihm, auch wer ein noch so reines Gewissen hatte. Daher wollte Keiner den schweren Gang thun. Einer deutete auf den Andern, daß dieser gehen sollte, und Jeder wies die Zumuthung durch ein Kopfschütteln ab, bis das Glockenzeichen fünf- oder sechsmal hintereinander erklang und nun Alle zugleich in das Kabinet stürzten, der Eine wieder ausgenommen.

Gegen Erwarten setzte es keine Rüge ab, ein so finsteres Gewölk sich auch um die schwarzen Kleckse über den kleinen Augen des gestrengen Prinzipals zusammengezogen hatte, so zornig auch Hals und Backen sich blähten.

„Trimborn!" war Alles, was er in strengem, befehlendem Tone sagte, worauf die Gehilfen eiligst in die Offizin zurückkehrten, um dem dort Zurückgebliebenen, welchen alle Glockenzeichen kalt und unberührt gelassen hatten, zu melden, daß der Prinzipal mit ihm zu sprechen wünsche. Während der Gerufene dem Befehle nachkam, tauschten die übrigen Gehilfen bedeutungsvolle Blicke, die ihrem Kollegen nichts Gutes weissagten, besonders als hinter demselben, kaum daß er das Kabinet betreten hatte, sich sofort der Schlüssel im Schlosse herumdrehte.

„Trimborn!" redete Rabeling seinen Untergebenen an und ließ sich mit der Großartigkeit eines Inquisitors in seinen Sessel nieder. „Sie haben sich gestern einen freien Tag gemacht; Sie sind keine anderthalb Stunden im Geschäfte gewesen. Wer hat Ihnen die Erlaubniß dazu gegeben?"

„Niemand", antwortete achselzuckend der Gefragte in bescheidenem Tone.

„Es würde ein schlechtes Beispiel für Ihre Kollegen geben, wenn ich eine solche Eigenmächtigkeit, eine solche herausfordernde Vernachlässigung Ihrer Pflichten hingehen ließe. Sie sind kein Lehrbube, den man mit Ohrfeigen traktiren kann. Ihr Ehrgefühl ist auch nicht so empfindlich, als daß Vorwürfe und Strafreden Eindruck auf Sie hervorbrächten. Sie sind daher einfach entlassen."

Merkwürdiger Weise verfehlte dieses Wort die vernichtende Wirkung, die Rabeling erwartet hatte. Der Gehilfe entgegnete ruhig, als ob von einem Dritten die Rede wäre, den diese Strafe träfe: „Das ist hart, sehr hart, und klingt fast, als hätte ich mir schon viele derartige Ueberschreitungen zu Schulden kommen lassen und nun wäre das Maß voll und Ihre Geduld zu Ende. Und dennoch habe ich Ihnen bisher nie einen Anlaß zur Klage gegen mich gegeben, habe stets meine Pflicht erfüllt und mir von Ihnen mehr gefallen lassen, als jeder Andre, ohne zu murren. Aber ich weiß schon, diese Gelegenheit kommt Ihnen erwünscht, mich endlich los zu werden, denn daß ich Sie in Ihren früheren, geringen

Verhältnissen gekannt habe, Das ist's, was Ihrem Stolze stets unbequem an mir war und was Sie mir nie verzeihen konnten."

„Wenn Sie etwa meinen, daß Dieß die Sprache sei, mich nachgiebiger zu stimmen, so befinden Sie sich in großem Irrthum," versezte Rabeling kurz. „Gehen Sie Ihrer Wege und halten Sie mich nicht mit Redensarten auf. Wir sind fertig."

„Dank vom Hause Habsburg, sagt Schiller."

„Sie Unverschämter!" rief Rabeling entrüstet und maß den Gehilfen von Kopf zu Fuß, als wäre ihm diese Art an ihm etwas ganz Neues. „Ich möchte wohl Den sehen, der Ihnen etwas zu danken hat. Das müßte eine erbarmungswürdige Kreatur seyn."

„Setzen Sie sich nicht selbst herab, Herr Rabeling", stellte ihm Trimborn vor, „denn Sie sind mir wirklich zu Danke verpflichtet, wenn Sie es auch bis jezt noch nicht gewußt haben."

„Es scheint, die Aufkündigung hat Ihnen den Verstand verwirrt."

„Im Gegentheil, ich will Ihnen gleich beweisen, wie logisch ich noch zu denken vermag. Geben Sie Acht! Sie besaßen einen Vetter, der von seiner Mutter eine reiche Erbschaft zu erwarten hatte. Dieser Vetter erschoß sich. Seine Mutter zog zu Ihnen, dem einzigen noch lebenden Verwandten, kaufte für Sie diese Apotheke und wird Ihnen einst, wenn sie die Augen schließt, Alles hinterlassen. Wissen Sie, wem Sie Das Alles zu verdanken haben? Nein, Sie wissen es nicht!"

Rabeling hatte sich während dieser Auseinandersetzung seines Gehilfen vorgebeugt und den Elbogen aufs Pult gestüzt. Jezt ließ er sich wieder in den Stuhl zurücksinken, schüttelte den Kopf und tippte mit dem Finger auf seine Stirn.

„Warum erschoß sich Ihr Vetter?" fuhr der Andere fort. „Weil ihm die Soldaten auf der Ferse waren. Und wer hatte die Soldaten geschickt? Niemand als ich! Hätte ich also Ihren Vetter nicht verrathen, so wäre er sicher entkommen, und Sie plagten sich noch in Ihrem kleinen Droguenladen um des Tages Nothdurft."

Rabeling schien allerdings von diesem Aufschlusse überrascht, aber von Dankbarkeit für diesen ihm geleisteten Dienst zeigte sich nichts in seiner Miene. Im Gegentheile, er kehrte das Heft um und entgegnete: „So waren Sie also wirklich der schuftige Verräther, den mein Vetter in Ihnen argwöhnte?! Bedachten Sie denn nicht,

Mensch! daß Sie dadurch auch mich, Ihren Brodherrn, einer großen Gefahr aussezten? Wäre ich nicht zu schwerer Rechenschaft gezogen worden, wenn man ihn in meinem Waarenmagazin wirklich gefunden hätte?"

„Nein, Das bedachte ich nicht. Ich dachte nur an meinen Haß gegen Ihren Vetter."

„An Ihren Haß?" frug Rabeling verächtlich. „Er hat kaum gewußt, daß Sie überhaupt in der Welt sind, hat sich nie um Sie gekümmert. Was hätten Sie für einen Grund haben können, ihn zu hassen!"

„Das ist meine Sache!" rief Trimborn in einer leidenschaftlichen Erregung, die von dem ruhigen, überlegenen Tone, den er bisher angeschlagen, auffallend abstach.

„Und dafür machen Sie Anspruch auf meine Dankbarkeit?" entgegnete Rabeling unter höhnischem Auflachen.

„Sie sollten wenigstens Mitleid fühlen mit Dem, der Ihnen zu Ihrem Glücke verhalf, anstatt ihn fortzujagen, wie einen Hund. Was bin ich? Ein armer Apothekergehilfe ohne Hoffnungen, ohne Aussichten. Andre kommen zu Reichthum, zu Haus und Hof und Equipage, zu Weib und Kind. Und ich muß zusehen und bin doch auch ein Mensch, der seine Wünsche und seinen Ehrgeiz hat!" Er sprach diese Worte mit einer unsäglichen Bitterkeit, in welcher der ganze giftige Neid zu Tage trat, der Jahre lang an ihm genagt haben mochte.

Dem Prinzipal machte diese Wahrnehmung im Stillen Vergnügen. Er entgegnete mit schlecht verhehlter Schadenfreude:

„Ungleich vertheilt sind des Lebens Güter, sagt Schiller. Sie sehen, daß ich auch Klassiker zitiren kann. Es ist nun einmal so. Ein Theil der Menschen lebt in Ueberfluß, ein andrer muß sich um das tägliche Brot plagen und noch froh seyn, wenn er es überhaupt hat."

„Wenn aber die ungerecht Zurückgesezten sich damit nicht begnügen? Wenn sie es auch so gut haben wollen, wie Andre? Was thun sie dann?"

„Dann winden sie sich, wie der Wurm und bleiben ohnmächtig, wie zuvor."

„Das habe ich lange genug gethan, aber es ist eine erbärmliche Philosophie," versezte Trimborn, während in seinen Blicken

und in seiner Miene plötzlich etwas Unheimliches, Drohendes lag. „Wer sich daran genügen läßt, der ist freilich ein Wurm und verdient, daß er einer bleibt. Wem sich das Glück nicht freiwillig naht, Der muß es aufsuchen, und findet er es auf geraden Wegen nicht, so sucht er es auf krummen. Ein gewisser armer Teufel von Droguenhändler hat es genau so gemacht."

„Was soll Das heißen?" rief Rabeling, zornig von seinem Sessel aufstehend.

„Still, daß es Niemand hört!" warnte Trimborn und deutete mit den Fingern nach der Offizin. „Ich tadle Sie nicht, denn ich habe Sie zu meinem Vorbilde genommen. Ich bin dem Glücke auf krummen Wegen nachgeschlichen und seit gestern halte ich es am Zipfel und lasse es nicht mehr los!"

Er hatte bei diesen Worten seinen Prinzipal am Rockkragen gefaßt und hielt ihn fest, so sehr dieser auch sich zur Wehr sezte.

„Was soll Das?" knirschte Rabeling. „Was bedeuten diese frechen Reden?"

„Sie werden es gleich erfahren," entgegnete Trimborn, indem er den Prinzipal wieder losließ. Er machte eine kurze Pause und begann dann aufs Neue:

„Gestern Vormittag wurden Sie von Ihrem Mädchen abgerufen, weil ein Fremder, der sich nicht genannt hatte, mit Ihnen sprechen wollte. Ich sah Sie die Offizin mit gleichgiltigem Gesicht verlassen; als Sie mich aber eine halbe Stunde später in dieses Kabinet riefen, waren Ihre Mienen verstört, Ihre Stimme bebte leise, Ihre Hände zitterten. „„Trimborn,"" sagten Sie hastig zu mir, „„nehmen Sie Ihren Hut und eilen Sie auf der Stelle einem Manne nach, der sich erst wenige Schritte von meinem Hause entfernt haben kann."" Sie beschrieben mir in der Eile seinen hohen Wuchs, und seine Kleidung und sezten hinzu, ich solle ihm, ohne daß er es merke, folgen. Wahrscheinlich werde er nach dem Bahnhofe gehen, und dort solle ich mich am Billetschalter in seiner unmittelbaren Nähe halten und genau aufpassen, ob er ein Billet nach Leipzig oder nach Hamburg löse, und Ihnen dann sofort Bericht erstatten . . . Trimborn! sagte ich zu mir, vielleicht ist für dich das Glück erschienen! Suche es zu fassen! Es verbirgt sich zwischen den bestürzten Mienen deines Prinzipals, es steckt zugleich in diesem fremden Manne, von welchem

Deinem Prinzipale Gefahr droht. Klammere Dich an diesen Fremden, folge ihm wie sein Schatten, bis du weißt, was dein Prinzipal von ihm zu fürchten hat, und sollte es Dich die Reise nach Hamburg kosten. Ich that, wie Sie mir geheißen, nachdem ich vorher all mein Geld zu mir gesteckt hatte. Der Fremde nahm den Weg nach dem Bahnhofe und löste ein Billet nach Hamburg. Ich that das Gleiche und stieg zu ihm ins Koupe. Er war ein wortkarger Reisegefährte und zeigte wenig Lust, sich mit mir zu unterhalten. Aber von dem Augenblicke an, wo ich Ihren Namen in das Gespräch mischte, hatte ich gewonnenes Spiel. Er verrieth lebhaftes Interesse für Ihre Verhältnisse, so sehr er sich auch den Anschein gab, als kenne er Sie nur oberflächlich. Es zeigte sich, daß er über die Umstände, die Ihnen aus der Misere Ihres kleinen Droguenkrams zu Ihrer gegenwärtigen Vermögenslage verhalfen, falsch unterrichtet war. Er hätte es eigentlich wissen sollen, denn er kam eben von Ihnen; es interessirte ihn, die Quelle Ihres Wohlstandes zu kennen, und Sie hatten ihm Sand in die Augen gestreut. Das wurde mir bald klar. Zwar traute er mir nicht; als aber die Rede auf die alte, in den Rollstuhl gebannte Dame kam, die in Ihrem Hause lebt und ihren Reichthum mit Ihnen theilt, da merkte ich, daß ich das Schwarze in der Scheibe getroffen hatte. Auf der ersten Station stieg er aus; ich wußte wohl, daß er die Weiterfahrt aufgegeben habe und, so sehr er mich auch beargwöhnen mochte, es wenigstens der Mühe werth erachtete, noch einmal zurückzukehren, um sich bei Ihnen Aufklärung über die Widersprüche zu holen, die ihn in eine sichtliche Unruhe versezt hatten. Ich stieg ebenfalls aus, mit der Miene eines Passagiers, der den kurzen Aufenthalt benutzen will, um sich für die Weiterreise zu stärken. Ich sah ihn ein Billet zur Rückreise lösen und verlor ihn dann aus den Augen, denn ich wußte, wo ich ihn sicher wiederfinden würde. Ich täuschte mich auch nicht; bald darauf begegneten wir einander auf dem Perron des hiesigen Bahnhofs, von dem aus ich ihn getrost den Weg zur Einhornapotheke antreten ließ."

„Ist Das Alles?" frug Rabeling, als Trimborn schwieg.

„Ich denke doch," entgegnete Trimborn, „es wäre genug!"

„Meinen Sie wirklich, Sie hätten mir da etwas Neues erzählt?" sagte Rabeling, der sich durch diese Antwort täuschen

ließ, unter einem triumphirenden Lächeln. „Mußten Sie sich nicht sagen, daß, wenn mich der fremde Mann über Ihr einfältiges Geschwäz im Koupe wirklich interpelliren sollte, daß ich mir auch die Person genau beschreiben lassen werde, mit der er sich so gut unterhalten hat? Lag es nicht auf der Hand, daß ich schon am weißen Hute meinen Gehilfen wiedererkennen mußte, der meinen Auftrag überschritt und sich in Dinge mischte, die ihn nichts an, gingen? Und jezt erzählen Sie mir noch die ganze Geschichte, die ich schon gestern kannte? Sie wagen noch, sich Ihres Vorwitzes zu rühmen, welcher doch der eigentliche Grund Ihrer Entlassung ist? Trimborn, Sie wollen ein Schurke seyn — und sind nur ein Narr. Sie sind nicht der Mann, das Glück auf krummen Wegen zu erhaschen. Es führt Sie höchstens im Kreise herum, daß Sie nicht mehr wissen, wo Sie sind und wo das Glück ist. Ist Ihnen Ihre einfache Entlassung nicht genug? Wollen Sie, daß ich Sie mit der Hezpeitsche aus meinem Hause jagen soll?“

„Das wollte ich nur von Ihnen hören,“ versezte Trimborn hämisch. „Ich wollte Sie noch einmal aufathmen lassen, um Ihnen dann die Kehle um so fester zusammenzuschnüren, denn mein Abenteuer ist noch nicht zu Ende. Hören Sie nur aufmerksam zu, es wird sehr interessant. Als ich nach Hause kam, hatte sich bei Ihnen bereits wieder der fremde Mann eingestellt; ich konnte mir Das denken, auch wenn ich das Zimmermädchen nicht gefragt hätte. Ich hielt meine Augen offen und sah den Kutscher eilig einspannen. Auf Befragen erfuhr ich, daß die Fahrt nach der Station gehen solle, von der ich eben angekommen war. Offenbar sollte der Fremde wieder zurückspedirt werden, wenn mir auch nicht klar geworden ist, warum es auf diesem Wege geschah. Ich war fest entschlossen, mein Glück fest zu halten. Ich mußte meinen Mann, mit dem ich Sie bald davonfahren sah, auf der Station wieder finden, wenn ich den nächsten Eisenbahnzug benuzte. Und wirklich fand ich ihn auch, als er bereits im Begriffe war, den Zug zu besteigen, mit dem ich ankam. Zum zweiten Male bewog ich ihn zur Umkehr. Dießmal machte er die Rückfahrt in meiner Gesellschaft.“

„Das ist erlogen!“ widersprach Rabeling heftig. „Sie klopfen nur auf den Busch, um mir eine Falle zu stellen. Der Fremde

ist nicht zurückgekehrt," fügte er in befehlendem Tone hinzu und und stampfte mit dem Fuße auf den Boden.

„Der Fremde hielt mich für einen Polizeispion," erklärte Trimborn ruhig, „und wer ihm Dieß gesagt hat, dem bin ich dankbar, denn er glaubte die Autorität des Gesetzes hinter mir und folgte mir willig, wohin ich ihn haben wollte. Während Sie noch auf der Heimfahrt begriffen waren und ihn mit der Geschwindigkeit von acht Meilen in der Stunde im Geiste auf dem Wege nach Hamburg wähnten, befand er sich an meiner Seite in Ihrem Gewächshause, um sich von der Wahrheit meiner Behauptungen zu überzeugen und mit banger Ungeduld den Augenblick zu erwarten, wo eine alte, silberlockige Frau, die er längst nicht mehr unter den Lebenden glaubte, auf ihrem Rollstuhle vorüberkommen werde, denn es war die Stunde ihrer täglichen Gartenfahrt. Sie ließ auch nicht lange auf sich warten, und kaum hatte der Fremde sie erblickt, da war er mir plötzlich kein Fremder mehr, so sehr ihn auch die Jahre im Verein mit Rasirmesser und Scheere verändert hatten. Der einzige Ausruf: Meine Mutter! sagte mir Alles."

„Schurke!" kam es aus der keuchenden Brust des Apothekers, dem die Wuth, von dem verachteten Gehilfen in so abgefeimter Weise überlistet worden zu seyn, die ruhige Besinnung geraubt hatte. „Elender Schleicher! Schändlicher Verräther!"

„Wenn Sie meinen," höhnte Trimborn den Prinzipal mit dessen eigenen Worten, „daß Dieß die Sprache sei, in der ich mit mir noch reden lasse, so befinden Sie sich in großem Irrthum!"

Er wartete, bis der gedemüthigte Prinzipal von dem ersten vernichtenden Schlage wieder einigermaßen zu sich gekommen war, und als sich Dieß dadurch ankündigte, daß die kleinen Augen unstäte Blicke umhersandten, als handle es sich darum, einen Ausweg aus dieser Lage zu finden, und wäre es auch mit Hilfe einer geladenen Feuerwaffe, die aber nicht vorhanden war, — nahm Trimborn seine Rede wieder auf:

„Nun weiß ich, warum Sie sich damals weigerten, mich zur Leiche des Vetters zu lassen, der sich in meiner Abwesenheit erschossen haben sollte, sondern mich über Hals und Kopf nach Leipzig schickten, um Frau Ritter die Todesnachricht zu überbringen.

Ich bin nicht neugierig, hinter das Gaukelspiel zu kommen, wodurch Sie den Ihnen im Wege stehenden Erben ins Grab hineinlogen. Mir genügt es, zu wissen, daß er lebt und in meiner Hand ein Werkzeug ist, Sie zu vernichten."

„Ein Werkzeug in Ihrer Hand?" stöhnte Rabeling. „Nein, Das ist er nicht mehr; Das war er nur so lange, als er sich in Unwissenheit befand. Sie haben diesem Werkzeuge Seele und Leben eingehaucht und können es nicht mehr regieren. Ich aber werde mich meinem Vetter zu Füßen werfen und ihm Alles reuig bekennen; denn er ist eine großmüthige Natur und hat mir nicht vergessen, daß ich ihn vor Gefangenschaft und Zuchthaus bewahrt habe. Er wird und muß mir verzeihen; denn mir die Gerichte auf den Hals hetzen wollen, hieße für ihn jenem Schicksale doch noch in die Arme laufen."

„Und wenn er Ihnen nicht die Gerichte auf den Hals hezt, so thue ich's!" drohte Trimborn in unheimlich entschlossenem Tone. „Daß Sie einem Rebellen zur Flucht verhalfen, daß Sie die Behörde durch falsches Spiel täuschten, daß Sie in der nachweislichen Absicht, sich ein fremdes Erbe zu erschleichen, Mutter und Sohn durch Vorspiegelungen ihres beiderseitigen Todes betrogen und Jahre lang in diesem falschen Glauben erhielten, — Das sind schwer gravirende Anklagen. Die großmüthige Natur Ihres Vetters mag sich darüber hinwegsetzen, — der Staatsanwalt wird es schwerlich thun."

Rabeling durchmaß das Zimmer mit verzweifelten Schritten.

„Was haben Sie davon, wenn Sie mich ins Verderben stürzen?" frug er, plözlich vor Trimborn stehen bleibend, in leisem, fast flehenden Tone, während ihm die Schweißtropfen an der Stirn herabliefen. „Wo bleibt Ihre eigene Rechnung? Wo steckt denn das Glück, das Sie so sicher in der Hand zu halten meinten? Oder gibt es etwa kein höheres Glück für Sie, als Das, mich auf der Anklagebank zu sehen?"

„Wenn Sie Ihrem Vetter reuig sich zu Füßen werfen, werde ich mich freilich damit begnügen müssen," entgegnete Trimborn. „Wenn Sie mir aber mittelst eines geheimen Vertrages von Allem, was Sie besitzen und was Ihnen künftig noch zufallen wird, die Hälfte verschreiben, so würde ich dieses Glück dem anderen vorziehen."

„Mit diesem ungeheueren Opfer soll ich mir Ihr Schweigen erkaufen?“ frug Rabeling forschend. „Wirklich nichts Anderes, als Ihr Schweigen?“

„Mit diesem Opfer machen Sie mich zu Ihrem Mitschuldigen,“ flüsterte Trimborn. „Mein Schweigen gebe ich Ihnen in den Kauf.“

„Zu meinem Mitschuldigen?“ frug Rabeling leise und begierig. „Wie soll ich Das verstehen?“

„Sie haben Ihren Vetter aus der Welt gelogen, ich vollende Ihr Werk und schaffe ihn wirklich aus der Welt,“ gab Trimborn zur Antwort, während sein Auge wie vor Mordbegierde leuchtete. „In jener oberen Fachreihe, links,“ fügte er hinzu und deutete nach der Wandseite, wo sich die Offizin befand, „da finde ich, was ich brauche. Nur so viel davon, als zwischen meinen Daumen und Zeigefinger geht, in Speise oder Trank gestreut —. Ich kenne seinen Aufenthalt; noch heute Abend suche ich ihn auf, und morgen früh findet nan in einem hiesigen Gasthofe einen Fremden todt in seinem Bette. Wenn der schlimmste Fall eintritt und der stille Mann sezirt und die Todesursache entdeckt wird, — wenn man auf mich zurückgreift, als auf diejenige Person, die am Abende zuvor bei ihm war, — so werde ich sagen, daß ich ihm selbst das Gift verkauft habe. Ich werde sagen, er habe sich bei mir als Chemiker eingeführt und vorgegeben, das Gift für einen wissenschaftlichen Zweck zu brauchen. Nachträglich seien mir Bedenken gekommen; ich habe nach ihm in allen Gasthöfen gesucht und ihn auch endlich gefunden, aber das Gift nicht von ihm zurückerhalten können. Man kann mir höchstens vorwerfen, ein gefährliches Medikament an einen Unberufenen verkauft zu haben, und die Strafe, die mich dafür trifft, werde ich gern tragen.“

Rabeling schwankte. Er erschrak vor der fortzeugenden Kraft der Sünde, die mit einem Betruge begann und nun bis zum Morde führen sollte! War es nicht genug, daß er den Vetter um Alles gebracht hatte? Was hatte ihn der von der Heimath Verbannte gethan, dessen Glücksgüter er genoß, der Mann, vor dem er mit seinem bösen Gewissen beschämt die Augen niederschlagen mußte, daß er ihn für alles Dieß auch noch einer meuchlerischen Hand überantworten sollte? Trimborn ahnte diesen innern Kampf, aber er ließ sich nichts merken.

„Gegen Ihre Frau müßten Sie natürlich strenges Schweigen bewahren," begann er aufs Neue, als verstünde es sich von selbst, daß Rabeling seinen Plan billige. „Und Das um so mehr, als ich leider die Unvorsichtigkeit begangen habe, Ihrem Vetter zu einer Zusammenkunft mit ihr zu verhelfen."

„Wie?" frug Rabeling betroffen. „Meine Frau weiß bereits —?"

„Ihre Frau weiß Alles, nur von Ihrer Schuld hat sie keine Ahnung. Sie hegt die Ueberzeugung, daß auch Ihnen der Vetter für todt gegolten habe, so gut wie allen Anderen, und bei diesem guten Glauben hat er sie einstweilen belassen."

„Ich sehe nicht ein," sagte Rabeling finster und mißbilligend, „welchen Vortheil Sie sich von dieser Zusammenkunft für Ihren Plan hätten versprechen können."

„Mich plagte die Neugier," versezte Trimborn, „unbemerkt hinter einem offenen Fenster des Gewächshauses zu erlauschen, welche Aufnahme ein Todtgeglaubter bei der ehemaligen Braut finden würde, die sich inzwischen verheirathet hat. Der Fall kommt nicht alle Tage vor." Er begleitete diese Worte mit einem vieldeutigen Lächeln, welches für einen zur Eifersucht geneigten Ehemann etwas Herausforderndes hatte.

„Und was haben Sie erlauscht?" frug Rabeling.

„Leider nichts, worüber Sie sich freuen könnten. Ihre Gemahlin rechtfertigte die mit Ihnen eingegangene Ehe damit, daß sie Frau Ritter, die diese Verbindung wünschte, ein Opfer gebracht habe."

„So, so!" machte Rabeling ungläubig.

„Der Mutter des ehemaligen Bräutigams eine treue Tochter seyn zu können, sei der einzige Liebesdienst, den sie dem Todtgeglaubten zu erweisen vermocht habe, und zugleich ihr einziger und süßester Trost. Sein Andenken habe in ihrem Herzen in ungebrochener Frische fortgelebt und alle ihre Hoffnung sich nach dem Jenseits gewandt, wo Die wieder vereinigt werden, die sich hier trennen müssen."

„Trimborn!" zischte Rabeling, vor Erregung zitternd und die geballte Faust schüttelnd. „Das lügen Sie! Das hat meine Frau nicht gesagt! Sie haben Das nur erfunden, um mich gegen meinen Vetter aufzustacheln."

„Ich kann es Ihnen gewissermaßen Schwarz auf Weiß geben," antwortete Trimborn. „Ich habe vergessen zu erwähnen, daß Ihre Frau auf dem Grabe des Todtgeglaubten einen schönen Denkstein errichten ließ und kürzlich erst einen Kranz darauf niederlegte. Er dankte ihr für Beides, und zu den Ausflügen, die ich mir gestern erlaubte, gehörte auch ein Nachmittagspaziergang nach dem Friedhofe, wo die Maigefallenen beerdigt sind. Dort sah ich Grab, Denkstein und Kranz. Die Inschrift sagt so ziemlich dasselbe, was ich am Glashause erlauschte. Sie können ja selbst nach dem Kirchhofe gehen und sich mit eigenen Augen überzeugen."

Rabeling schoß ein Paar Mal im Zimmer hin und her, einem reißenden Thiere nicht unähnlich, das sich im engen Käfig eingesperrt sieht. Trimborn beobachtete ihn mit innerem Frohlocken; sein Schachzug war geglückt.

„Ich fürchte nur noch Eins," wandte sich Rabeling an seinen Gehilfen. „Wird meiner Frau das spurlose Wiederverschwinden meines Vetters nicht auffallend erscheinen? Die stofflüsternen Zeitungen dürften sicher kein Haar an dem Fremden unbeschrieben lassen, den man morgen todt in seinem Bette finden wird, und wie leicht könnte sie dann aus dem Konterfei meinen Vetter herauserkennen. Und wenn sie vollends hört, daß das Gift aus der Einhornapotheke stammt, wird sie nicht sofort Verdacht schöpfen gegen Sie, der jene Unterredung zwischen ihr und meinem Vetter herbeigeführt und somit dessen Persönlichkeit, die meine ganze Existenz in Frage stellt, kennen mußte? Wird sie dann an einen Selbstmord glauben? Muß sie nicht vielmehr argwöhnen, daß hier eine gewaltsame Beseitigung vorliegt, an der ich am Ende selbst betheiligt bin?"

„Das habe ich bereits erwogen," entgegnete Trimborn mit der Miene selbstzufriedener Schlauheit. „Aber auch nach dieser Seite hin stehen die Dinge für uns günstig. Das belauschte Gespräch gibt mir das Mittel an die Hand, jedem Verdachte Ihrer Frau entgegenzuwirken. Es war nicht ganz ungerechtfertigt, als Sie vorhin von der Großmuth Ihres Vetters sprachen, der Sie sich anvertrauen wollten. Nur gaben Sie der Sache einen falschen Namen. Galanterie für seine ehemalige Angebetete, Dankbarkeit für die ihm treu bewahrte Liebe wären das richtige Wort ge-

wesen, denn er gab ihr die Versicherung, daß sein Wiedererscheinen kein Unglück über dieses Haus bringen, daß Niemand der Stunde fluchen solle, in der er es betreten. Er ließ deutlich durchblicken, daß er seine Ansprüche dem Glücke Albertinens — Verzeihung! aber so nannte er Ihre Frau — zum Opfer bringen wolle und sogar wie ein flüchtiger Traum wieder von hinnen scheiden würde, wenn es ihm nicht um seine Mutter zu thun wäre. Nun, ich meine, daraus läßt sich für unser Vorhaben Kapital schlagen. Ihre Frau ahnt nichts davon, daß ich um die Existenz Ihres Vetters weiß, ebenso wenig läßt sie sich träumen, daß ich bei jener Unterredung den Lauscher spielte. Hören Sie nur, welche Wendung ich der Sache bei Ihrer Frau geben werde: Ein mir völlig fremder Mann, der sich offenbar bemüht hat, sich mir zu nähern, bittet mich, ihm eine Zusammenkunft mit ihr zu verschaffen. Nichts Schlimmes argwöhnend, komme ich diesem Wunsche nach. Den Tag darauf kauft er Gift bei mir. Ich bereue, es ihm gegeben zu haben, und bin nach langem vergeblichen Suchen so glücklich, ihn zu finden. Er kann mir das Gift, das er bereits zu chemischen Experimenten verwendet haben will, nicht zurückgeben, aber er beauftragt mich mit einer Mittheilung an Ihre Frau. Seine Rede ist mir dunkel: er verzweifle an der Möglichkeit, sich einer alten Dame zu erkennen zu geben, ohne das Glück eines gewissen Hauses zu erschüttern. Er werde aber, seines Versprechens eingedenk, verschwinden, wie ein Traum, und den Frieden jenes Hauses nie mehr stören. Wenn ich Ihrer Frau diese Botschaft überbringe, und sie hört dann von dem unmittelbar darauf folgenden Ereignisse, so wird sie nicht den mindesten Zweifel hegen, daß wirklich ein Selbstmord vorliegt, und sogar das Motiv zu demselben klar zu erkennen glauben. Sind Sie damit zufriedengestellt?“

„Ich bins!“ gab Rabeling unter einem beklommenen Seufzer zur Antwort.

„Dann erübrigt nur noch,“ sagte Trimborn lächelnd, „daß Sie unsern Vertrag niederschreiben, während ich mich wieder in die Offizin verfüge. Auch müssen Sie, um Ihrem Vetter unzugänglich zu bleiben, einen plausiblen Vorwand finden, heute noch mit Ihrer Frau zu verreisen.“

Niemand von den Gehilfen sah dem zurückkehrenden Kollegen den Triumph an, den er gefeiert, wo ihm eine schwere Niederlage

gedroht hatte. Seine Miene ließ eher eine erlittene Demüthigung errathen . . .

Als er bald darauf vor die Ladenthüre trat, um sich ein wenig zu sonnen, sah er die Frau von einem frühen Ausgange zurückkehren. Sie bemerkte ihn, und ihr Zögern vor der Hausthüre war für ihn das Zeichen, daß sie ihn zu sprechen wünsche. Mit einer tiefen Verbeugung stand er gleich darauf an ihrer Seite.

„Wer hat gestern im Gewächshause die Azaleen verstellt?“ frug sie hastig und leise.

„Ich selbst,“ antwortete er ebenso leise. „Ein fremder Herr wollte Ihren Gemahl sprechen, da dieser verreist war, so wünschte er mit Ihnen zu reden. Es sei in dringender Angelegenheit, sagte er. Sie waren gerade im Garten und so mißbrauchte ich die Azaleen zu einer kleinen Mystifikation. Ich bat ihn, mich nicht zu verrathen. Hat er geplaudert?“

„Nein; aber es war sehr unvorsichtig von Ihnen,“ sagte Albertine mit einem Blicke, in dem fast ein zärtlicher Vorwurf lag.

„Verzeihung!“ flüsterte Trimborn.

Sie nickte lächelnd und verschwand in der Hausflur.

„Schlange!“ murmelte hinter ihr Trimborn zwischen den Zähnen. „Warte nur, bald gehörst Du ganz mein!“

VIII.

Wolfgang hatte eine schlaflose Nacht gehabt. Was sein Geist an diesem merkwürdigsten Tage seines Lebens in sich aufgenommen, das schüttelte im Traume die Fantasie mit unberufener Hand durcheinander, und kaum hatte er, nachdem er von einem quälenden Traum erwacht, den Schlaf wiedergefunden, als ihn auch schon ein neues Traumbild peinigte. Er wohnte dem Begräbniß seiner Mutter bei und sah die Todte, mit einer Fülle von Zweigen exotischer Gewächse bedeckt, im Rollstuhle sitzen, vor welchen die beiden Rappen des Vetters gespannt waren. Er befand sich im Bildhaueratelier und dort erzählte ihm die gypserne Engelsgestalt mit den segnend vorgestreckten Händen, wie man den alten Geheimrath Kammrodt im Hotel erschossen gefunden habe, auf dem Herzen die von Albertine gestickte Brieftasche, aus welcher ein rother Blutstrom hervorgequollen sei. Dann wieder sah

er Albertine neben sich; sie war im Brautschmuck und sollte mit ihm getraut werden. Beide befanden sich auf dem Wege nach der Kirche, die am andern Ufer des breiten Stromes lag, über den sie in einem Nachen sanft dahinglitten, während der Morgenwind das Geläute der Glocken herübertrug. Als sie dem Ufer näher kamen, ging das Glockengeläute in Gesang und Harfenspiel über; an der Stelle, wo eben noch die Kirche gestanden, ragte ein zackiger Fels in den Strom und auf einem überhangenden Vorsprunge schwebte, wie in nebelhafte Schleier gehüllt, Friederike, in den Armen die Harfe. Wie magnetisch angezogen von ihrem Saitenspiele und dem Sirenenklange ihrer Stimme, trieb der Nachen rascher und rascher der Brandung entgegen; eine große schäumende weiße Welle, die aus dem schwarzen Wasser aufstieg, wälzte sich über Albertine hinweg, und als sie zerstäubte, befand sich Wolfgang allein im Nachen. Auf dem Felsen aber erblickte er, statt Friederike, die Gestalt seines Vetters, der ungeheuere Stücke von dem zackigen Gesteine losriß und sie mit Titanenkraft nach Wolfgang schleuderte. Aus dieser furchtbaren Lage rettete ihn der Fremde, der zu ihm sagte, er werde einstweilen in den Laubengang treten, bis die Gefahr vorüber sei. Im Nu sah sich Wolfgang unter das schattige Laubdach versezt und vom Ende des Ganges her nahte sich endlich der sehnlich erwartete Bildhauer, der aber Uniform und Gewehr trug.

So verbrachte Wolfgang, bald wachend und bald wieder von einem neuen wirren Traume umfangen, eine qualvolle Nacht, und erst gegen Morgen kam ein erquickender, traumloser Schlummer über ihn. Er erwachte spät am Vormittag. Nachdem er sich umgekleidet und gefrühstückt hatte, eilte er nach dem Atelier des Bildhauers, den er dießmal auch wirklich antraf. Dieser war ein Mann mit einem gutmüthigen Gesicht und von ehrlichem, biederem Wesen. Als er noch in des Königs Rock stak, worin ihn Wolfgang im Traume dieser Nacht geschaut, hatte er sich unter Denen befunden, deren Fußtritte der im Keller verborgene Flüchtling drohend über seinem Haupte vernahm, und wenn er dessen Versteck gekannt hätte, so würde er ihn wohl ohne Gnade hervorgezogen und zu seinem Gefangenen gemacht haben. Schwerlich ahnte der ehemalige Soldat, wen er vor sich hatte; aber wenn Wolfgang sich ihm jezt zu erkennen gegeben hätte, so würde er ihm

sicher friedlich dieselbe Hand gereicht haben, die an jenem Tage bereit gewesen wäre, das tödtliche Geschoß gegen ihn abzufeuern.

Wolfgangs Hoffnung, von dem Bildhauer etwas Neues zu erfahren, verwirklichte sich nicht. So flüchtig der Leztere auch gestern die Fragen seiner Frau beantwortet hatte, so war doch damit der Thatbestand erschöpft. Er wußte nichts hinzuzufügen, als daß der Polizeibeamte, welcher die Patrouille begleitete, die in der Brieftasche vorgefundenen Briefe flüchtig überlesen und, da sie nichts Politisches zu enthalten schienen, sammt der Brieftasche dem Verwandten des Todten wieder eingehändigt hatte, damit dieser sie der Braut zurückgeben möge.

In dem Augenblicke, als Wolfgang sich zum Gehen wandte, glaubte er der Miene des Bildhauers anzumerken, als habe dieser noch etwas sagen wollen, es aber, als unwesentlich, unterdrückt, um den Fremden nicht unnöthig aufzuhalten.

„Ist Ihnen noch Etwas eingefallen?" frug Wolfgang, stehen bleibend.

„Ach, die Sache ist nicht von Bedeutung und betrifft nur den Denkstein," gab der Meister lächelnd zur Antwort. „Außer Ihnen interessirt sich nämlich noch Jemand dafür. Heute war bereits eine Dame hier, die ebenfalls zu wissen wünschte, auf wessen Bestellung der Denkstein angefertigt worden sei."

„Eine Dame?" frug Wolfgang überrascht. „Wie sah sie aus?"

„Sie sah jenem Fräulein, welches mir das Denkmal in Auftrag gab, so ähnlich, daß ich Anfangs meinte, sie sei es selbst."

Wolfgang rieth sogleich auf Friederike. Die Aehnlichkeit zwischen der Bestellerin und der Nachfragenden, die den Bildhauer für den Augenblick getäuscht hatte, ließ darüber keinen Zweifel zu. Nur Das traf sich seltsam: seit Jahren schon stand der Grabstein errichtet, Friederiken so nahe, dem Flüchtling im überseeischen Exile so ferne, — und fast auf den gleichen Tag führte Beide ihr Weg zum ersten Male nach der Begräbnißstätte.

„Erinnern Sie sich auf das Aeußere der Bestellerin so genau," frug Wolfgang, „daß Ihnen noch heute ihre Aehnlichkeit mit einer Anderen auffallen konnte?"

„Eine Erscheinung von so seltener Schönheit vergißt sich nicht so leicht," entgegnete der Meister.

„Die Dame, welche heute nachfragte, war größer als die andre, nicht wahr?“ forschte Wolfgang.

„Im Gegentheil,“ behauptete der Bildhauer, „sie war um einen halben Kopf kleiner, als Jene, von der ich den Auftrag erhielt.“

„Das ist nicht möglich,“ widersprach Wolfgang lebhaft. „Sie irren sich. Auch wüßte ich nicht, wie Ihnen jener Größenunterschied heute hätte auffallen können, da es doch Jahre her ist, daß die Dame, von welcher Sie den Auftrag erhielten, bei Ihnen war.“

„Ich habe da zufällig einen ganz sichern Anhaltspunkt,“ versezte der Bildhauer lächelnd. „Sehen Sie hier dieses überlebensgroße Gypsmodell, einen segnenden Engel darstellend. Gerade darunter stand damals jene Dame, als sie das Denkmal bestellte. Die ausgestreckten Hände der Statue berührten genau ihr Haupt, so daß es eine förmliche Gruppe gab. Sie wußte es nicht, und als sie mit dem Kopfe daranstieß, brachen beide Hände ab und lagen nun auf dem Hütchen der Dame, von wo ich sie rasch fortnahm, ehe sie herabfallen konnten. Nun wollte es heute der Zufall, daß die andere Dame, welche nach dem Stifter des Grabsteins fragte, genau auf derselben Stelle stand. Das erinnerte mich sofort an jenen unbedeutenden Vorgang, und bei dieser Gelegenheit fiel mir die Aehnlichkeit Beider ins Auge. Nur schwebten die wiederbefestigten Hände des Engels um eine reichliche halbe Kopfhöhe über dem Haupte der heutigen Besucherin, und ich dachte bei mir, wenn sie jezt wieder abbrächen, würde die Darunterstehende eine etwas unsanftere Berührung davontragen, als ihre Vorgängerin. Daher bat ich sie denn auch, ein wenig zur Seite zu treten.“

Wolfgang wußte kaum, wie ihm zu Muthe ward, als er diesen mit lächelnder Miene erzählten Vorgang vernahm, der ihm nichts Geringeres erschloß, als daß demnach Friederike die Bestellerin des Denkmals gewesen seyn müsse, und Albertine, ihre um einen halben Kopf kleinere Zwillingsschwester, die Andere war, die sich heute darnach erkundigt hatte. Er drang in den Bildhauer, sich Alles noch einmal genau ins Gedächtniß zurückzurufen, ob es sich nicht umgekehrt verhalten habe, aber schon die Aufeinanderfolge der Thatsachen machte eine Verwechslung der Größenverhältnisse zwischen beiden Besucherinnen des Ateliers unmöglich. Die Größere von ihnen, welche

dicht bis an die Engelshände emporreichte, hatte den Denkstein bestellt und dem Bildhauer auch das Blatt Papier überreicht, auf welches die Inschrift geschrieben war. Es ließ sich nicht einmal annehmen, daß Friederike damals etwa im Auftrage der Schwester handelte. Dem widersprach schon Albertine's heutige Erkundigung nach dem Besteller des Denksteins.

Eine Beobachtung, die Wolfgang während seines gestrigen Gesprächs an Albertine gemacht zu haben glaubte, kam ihm jezt wieder in den Sinn. Es war die unleugbare Naturwahrheit, mit welcher sich in ihren Mienen das Befremden malte, als er des Grabsteins Erwähnung that. Staunend vergegenwärtigte er sich das lügnerische Spiel, mit welchem sie dann wirklich darauf eingegangen war und Wolfgangs Dank entgegengenommen hatte, mochte es auch nur in der Beschämung darüber geschehen seyn, durch ihre Unwissenheit zu verrathen, daß sie das Grab überhaupt nie besucht haben könne, wenn der Schmuck, den es seit Jahren trug, ihr etwas Neues war. Nun fand freilich ihre heutige Nachfrage beim Bildhauer ebenfalls ihre Erklärung.

Doch Das war für Wolfgang jezt nebensächlich. Die Inschrift des Grabsteines drängte sich überwältigend in den Vordergrund seiner Gedanken. Friederike als Verfasserin derselben an Albertinens Stelle gesezt, gewann jedes Wort eine neue Bedeutung, die ihn freilich nur vor ein neues Räthsel stellte. Er konnte die Lösung nur bei Friederike finden und, sich hastig von dem Bildhauer verabschiedend, stürzte er fort, um die Harfenspielerin sofort aufzusuchen.

Auf dem weiten Wege kam er jedoch insoweit zu ruhigerer Besinnung, um einzusehen, daß sein plözliches Erscheinen sie erschrecken würde. Er lenkte daher seine Schritte wieder nach dem Hotel, um Friederike durch einige Zeilen auf seinen Besuch vorzubereiten. Der Bote, dem er den Brief zur Besorgung übergab, sollte nicht auf Antwort warten, sondern dieselbe erst nach Verlauf einer Stunde abholen, damit Friederike Zeit fand, sich zu sammeln. So geschah es auch, und wie eine Ewigkeit schlich dem ungeduldig Wartenden die Stunde dahin, bis endlich der Bote zum zweiten Male zurückkehrte, ein unbeschriebenes versiegeltes Kouvert überbringend, worin auf einem hastig zusammengebrochenen

Briefbogen nur die wenigen, fast unleserlichen Worte standen: „Ich erwarte Sie. Friederike . . ."

Was Wolfgang auch seit zwei Tagen in dieser Stadt erleben mußte, — mit solchen Empfindungen, wie auf diesem Gange, so zwischen bange Erwartung, leises zaghaftes Hoffen und quälende Zweifel gestellt, hatte er sich auf seinen mancherlei Wanderungen durch diese Straßen noch nicht gefühlt.

In einer kleinen still gelegenen Häuserreihe mit niedlichen Vorgärten befand sich die Wohnung der Kammervirtuosin. Wolfgang stieg im Innern des freundlichen Hauses zwei Treppen hinan, und auf sein Anläuten öffnete ihm eine ältere Frau, wahrscheinlich die Wirthin, die gläserne Vorthüre. Sie schien bereits unterrichtet, daß der Besuch Fräulein Kammrodt gelte, denn sie wies ihn sogleich nach deren Zimmern. Kaum hatte Wolfgang ein kleines Vorgemach betreten, als sich auch schon die Thüre des anstoßenden Zimmers aufthat und Friederike vor ihm stand. Noch schien sie sich von der empfangenen Botschaft, daß ein ihr längst als todt Gegoltener mit ihr zu reden begehre, nicht erholt zu haben; denn diese geisterhafte Blässe hatte er vorgestern Abend nicht an ihr bemerkt, wenn ihm auch der schwermüthige Zug, der ihm jezt in ihrem Antliz auffiel, hatte entgehen können.

Beide sprachen Anfangs kein Wort. Stumm faltete Friederike die Hände und betrachtete ihn mit dem Blicke tiefbewegter Theilnahme, in seinen veränderten Zügen die bestandenen Lebenskämpfe lesend. Sie geleitete Wolfgang nach ihrem anstoßenden Wohnzimmer und hieß ihn neben sich auf dem Sopha Plaz nehmen.

„Noch ist es mir, als ob ich von einem Traume erwachen müßte," begann Friederike kopfschüttelnd und ihre schwarzen Locken zurückstreichend. „Und doch war es Ihr eigener Vetter, der mir die schmerzliche Nachricht brachte, daß Sie —"

„Daß ich mich erschossen hätte," ergänzte Wolfgang, als Friederike stockte. „Es war die Vorspiegelung eines habsüchtigen Betrügers, der sich dadurch in alle Rechte und Vortheile einschlich, die mir gehörten. Indem mein Vetter mir zur Flucht verhalf, mißbrauchte er, wahrscheinlich im Einverständnisse mit seinem Gehilfen Trimborn, Albertinens Briefe, die mir am Tage zuvor von dem leztern abgefordert worden waren; denn ich habe bereits ermittelt, daß dieser Fund in den Kleidern eines Todten — Was ist Ihnen, Friederike?" unterbrach sich Wolfgang in besorgtem Tone, als er sah, daß diese plözlich ihre Hände vor die Brust preßte. „Sind Sie unwohl oder könnte in meinen Worten etwas gelegen haben, das Sie erschreckt hat?"

„Mein Gott!" sagte Friederike wie in bitterer Selbstanklage.

„Zu diesem Mißbrauche der Briefe lieh ich selbst die Hand!“

„Wie? Sie selbst?“ rief Wolfgang ungläubig.

„Ich that es in der besten Absicht! Ich wollte ja nur zu Ihrer Rettung beitragen!“

„Darf ich wissen, wie Das zuging, Friederike?“ frug Wolfgang erstaunt. „An Ihrer guten Absicht kann ich ja nicht zweifeln.“

„Gönnen Sie mir nur einen Augenblick Ruhe, um meine Sinne zu sammeln,“ bat Friederike. „Ich werde Ihnen nichts verhehlen, denn mein Gewissen ist rein.“

Wolfgang lauschte gespannt, als sie nach einer Weile begann:

„An dem Abende, der Ihrer Flucht vorausging, befand ich mich in einem der vorderen Zimmer unseres Hauses und sah durchs offene Fenster auf die Straße hinab. Es war schon finster, aber noch immer knatterte das Gewehrfeuer aus unheimlicher Nähe. Die Leute hielten sich in ihren Häusern und die Straße war leer. Nur zuweilen kamen Freischärler, einzeln oder in Trupps vorüber, die vom Kampfe ermüdet waren. Unter ihnen bemerkte ich Einen, der sich mühsam fortschleppte, sich mit beiden Händen an den Häusern haltend. Gerade unter meinem Fenster sah ich ihn zusammenbrechen. Ich eilte hinab und frug ihn, ob ich ihm helfen könne. Er schien schwer verwundet und deutete mit der Hand auf seine Brust. Unmöglich konnte ich den Armen hilflos auf der Straße liegen lassen. Gleichwohl wußte ich, daß mein Vater unter keinen Umständen die Aufnahme eines Rebellen in sein Haus zugeben würde. Ich dachte an Ihren Vetter; Hausthür und Laden waren geschlossen, aber durch einen Spalt des lezteren sah ich Licht. Ich klopfte leise und Ihr Vetter öffnete; er war allein. Ich bat ihn um Unterkunft für den Verwundeten. Damals so wenig, wie heute, würde er um der bloßen Barmherzigkeit willen sich dazu verstanden haben. Aber in seinem Servilismus hegte er einen großen Respekt vor unserer Familie, dazu kam die Unbehilflichkeit, die er mir und meiner Schwester gegenüber stets gezeigt hatte. Ich benuzte diese Schwäche und ließ seine schüchternen Einwände nicht zur Geltung kommen. Ich erklärte, die volle Verantwortlichkeit für alle Folgen tragen zu wollen, welche die Aufnahme des Verwundeten nach sich ziehen könne, und er ließ sich endlich überzeugen, daß ein Schritt, den die Tochter eines gut königlich gesinnten Beamten für unverfänglich halte, auch für ihn kein Wagniß sei. So trugen wir den Verwundeten ins Haus, wo ich, soweit meine geringen medizinischen Kenntnisse reichten, das Nöthigste zu seiner Verpflegung anordnete. Hoffnung für sein Aufkommen war nicht vorhanden, denn er hatte eine Kugel in der Brust; es konnte sich nur darum

handeln, daß er, von Durst und Fieber gepeinigt, wenigstens nicht sein Leben hilflos auf dem Straßenpflaster aushauche."

Wolfgang ergriff die Hand des Mädchens, dessen thatkräftige Menschenfreundlichkeit sich hier abermals bewährte, und drückte sie mit stummem Danke.

„Ich hielt mich während der ersten Morgenstunden des nächsten Tages im Garten auf, Rabeling kam mehrmals an das Gitter, um mir über den Zustand des Kranken zu berichten, mit dem es offenbar zu Ende ging. Eben wollte ich wieder mein Zimmer verlassen, um nach ihm zu fragen, als mir in der Thüre Ihr Vetter selbst entgegentrat. Auf meine Erkundigung nach dem Verwundeten theilte er mir mit, daß derselbe soeben gestorben sei. Aber Das konnte der Grund der Aufregung nicht seyn, in der er sich offenbar befand. Es handelte sich noch um Anderes. Bleich und zitternd erzählte er, daß Sie sich in sein Haus geflüchtet hätten und im Keller verborgen seien. Soeben wäre eine Patrouille erschienen, die nach Ihnen suche und, obwohl vor der Hand am unrechten Orte, doch sicher Ihr Versteck noch ausfindig machen werde. An Ihr Entkommen sei nicht zu denken. Von der Auflösung Ihres Verlöbnisses schien er noch nichts zu wissen, denn er rechnete auf die Fürsprache meines Vaters. Zugleich fürchtete er die Auffindung des Todten und berief sich auf die von mir übernommene Verantwortlichkeit. Ich sollte nun rathen, was zu thun sei, sollte helfen. Da kam mir ein glücklicher, aber kühner Gedanke: ich wußte Albertine im Wiederbesitze der Briefe, welche sie Ihnen geschrieben, und kannte den Ort, wo sie dieselben in der Brieftasche, die sie Ihnen einst zum Geschenk machte, aufbewahrt hatte. Ich durfte des Einverständnisses meiner Schwester gewiß seyn; da ich sie aber nicht auf ihrem Zimmer fand und keine Zeit zu verlieren war, so handelte ich ohne ihr Mitwissen, nahm die Brieftasche mit den Briefen an mich und übergab sie Ihrem Vetter. Wenn er noch zu dem Todten gelangen könne, instruirte ich ihn, ehe derselbe von der noch mit der Durchsuchung des Lagerhauses beschäftigten Patrouille entdeckt worden sei, so solle er ihm eilig alle Taschen ausleeren und ihm die Brieftasche mit den Briefen beistecken. Die lezteren trügen Ihre Adresse, und wenn Sie nicht gerade Jemandem von der Patrouille persönlich bekannt seien, so werde man ihm gern glauben, daß der todte Inhaber der Briefe der Gesuchte sei, und von einer weiteren Durchsuchung des Hauses abstehen. Rabeling solle vorgeben, er habe sich geweigert, seinen Vetter, als einen Aufrührer, vor der Patrouille zu verhehlen, und dieser sich, um der Gefangennahme zu entgehen, durch einen Schuß in die Brust selbst getödtet. Rabeling billigte meinen Plan und eilte in sein Haus

zurück, nachdem wir verabredet hatten, daß er mir später am Gartengitter über den weiteren Verlauf berichten solle . . . Erst nach einer bangen, endlos scheinenden Stunde fand er sich ein. Seine betrübte Miene verkündete mir nichts Gutes. „„Verzeihung,““ sagte er, „„daß ich Sie so lange habe warten lassen. Aber was sollten mir die beiden Leichen im Hause? Daher trug ich zunächst Sorge, daß sie fortgeschafft würden.““ „Die beiden Leichen?“ frug ich. — „„Ich dachte, Sie wüßten es bereits,““ eröffnete er mir, „„daß mein armer Vetter den Selbstmord, den wir ihm andichten wollten, zur Wahrheit gemacht und sich, als man ihn gefangen nehmen wollte, erschossen hat. Bei meiner Nachhausekunft hatte man ihn bereits im Keller entdeckt, noch ehe ich diese Gegenstände zur Ausführung Ihrer gut ersonnenen List verwenden konnte.““ Bei diesen Worten gab er mir die Brieftasche mit den Briefen wieder zurück.“

So sehr sich Friederike zusammen zu nehmen schien, so zitterte doch die Erinnerung an jene Augenblicke, wo sie aus Rabelings Munde die Todesnachricht vernahm, in dem Tone ihrer Stimme nach, und mehrmals hatte sie innehalten müssen, um ihre innere Bewegung zu unterdrücken.

„Ich danke Ihnen, Friederike,“ sagte Wolfgang ergriffen. „Was ich für das einzige Verdienst meines Vetters hielt, ist also das Ihrige. Meine Freiheit ist Ihr Geschenk, denn der Plan, den Sie mit bewunderungswürdiger Geistesgegenwart entworfen, wurde wirklich das Mittel zu meiner Rettung. Wurde auch Ihr edles Werk gefälscht und durch niedrige Habgier zu meinem Nachtheile ausgebeutet, so sehen Sie es doch in dem freien Manne, der lebend vor Ihnen steht, wieder aufgerichtet, und für verlorene Jahre entschädigt mich diese einzige Stunde.“

„Wenn nur Ihrer Freiheit nicht neue Gefahr droht!“ entgegnete Friederike besorgt. „Diese Stadt ist ein gefährlicher Boden für Sie. Haben Sie sich, außer mir, schon Andern zu erkennen gegeben?“

Wolfgang erzählte seinen Besuch bei seinem Vetter, die wiederholte Begegnung mit dem geheimnißvollen Fremden, der ihm das ganze Intriguengewebe Rabelings enthüllt und ihm auch zu einer Zusammenkunft mit Albertine verholfen hatte. Was er mit der Lezteren gesprochen, verschwieg er vorläufig. Er hätte sonst die unaufrichtige Frau in den Augen ihrer Schwester beschämen und überdieß die auf dem Friedhofe gemachte Entdeckung zur Sprache bringen müssen, wozu ihm der rechte Augenblick noch nicht gekommen schien.

Während Friederike zuhörte, war in ihrem Wesen eine überhandnehmende Unruhe zu bemerken.

„Meine arme, bedauernswerthe Schwester und der Nichtswürdige, den sie leider ihren Gatten nennt, sind auf Ihre Großmuth angewiesen," ergriff Friederike das Wort, „von ihnen haben Sie nichts zu fürchten. Aber jener Ihnen unbekannte Reisegefährte in dem weißen Hute, jener Mann, der sich mit allen Verhältnissen Rabelings so vertraut erwies, Sie in das Glashaus führte, Ihnen dort die todtgeglaubte Mutter zeigte und jene Unterredung mit meiner Schwester herbeizuführen wußte, — dieser Mann, dem Sie sich für seine Aufklärungen verpflichtet fühlen, ist Ihr schlimmster Feind. Unschwer habe ich ihn aus Ihrer Schilderung erkannt. Es ist Niemand anders als Trimborn, Rabelings Gehilfe."

„Trimborn?!" rief Wolfgang in hohem Grade überrascht. „Seine Persönlichkeit machte allerdings auf mich den Eindruck des Bekannten, aber ich leitete Dieß eher von einer allgemeinen Aehnlichkeit ab, die er mit Andern gemein hatte. Wie hätte ich in dem bärtigen Manne mit dem überaus sichern, ja kecken Auftreten jenen jungen unbedeutenden Menschen wiedererkennen sollen, der mir immer scheu aus dem Wege ging? Ich habe ihn nie beachtet und weiß, daß er deßhalb einen Haß gegen mich faßte."

„Er war's, der Ihre Theilnahme am Aufstande meinem Vater verrieth," sagte Friederike, „und ich habe ihn im Verdachte, daß er auch die Patrouille geschickt hat, die nach Ihnen suchte. Wenn Sie aber glauben, seine Erbitterung stütze sich nur auf die Geringschätzung, die Sie ihm zeigten, so sind Sie in einem verhängnißvollen Irrthume. Ich kenne die Ursache und die ganze Tiefe seines Hasses gegen Sie, aber fragen Sie mich nicht; denn ich würde Ihnen darauf nicht antworten. Ich kenne seinen gefährlichen Charakter und kann Sie nicht genug vor ihm warnen. Sie haben keinen schlimmern Feind als ihn und sind keine Minute sicher. Sind mir auch die Schliche und Wege verborgen, durch die er gestern Ihre Persönlichkeit ermittelt hat, — weiß ich auch nicht genau, worauf sein ganzes Handeln hinausspielt, so habe ich doch eine Ahnung, daß er sich Ihrer bedienen will, um einen unheilvollen Einfluß, den er im Hause Ihres Vetters bereits ausübt, nur noch mehr zu befestigen. Ist dieses Ziel erreicht, so wird er das Werkzeug, welches ihm wider Willen dazu half, stumpf zu machen suchen. Ich bitte Sie," flehte Friederike, die immer angstvoller und stürmischer in Wolfgang drang, „nehmen Sie sich vor ihm in Acht! Verlassen Sie diese Stadt lieber heute als morgen, und suchen Sie aus sicherer Ferne Ihr Recht geltend zu machen. Was Ihnen dabei ein schwaches Mädchen helfen kann, dazu werden Sie mich bereit finden."

„Ich muß Ihnen glauben, Friederike," sagte Wolfgang be-

schwichtigend, „so räthselhaft mir auch die Motive sind, die mir Trimborns erbitterte Feindschaft zugezogen haben. Ihre Warnung ist zu dringend, als daß ich sie nicht befolgen sollte. Doch kann ich jezt nicht von Ihnen gehen, ohne auf den Anfangspunkt zu sprechen zu kommen, womit die Reihe der überwältigenden Entdeckungen, die mich seit vorgestern an diese Stadt fesseln, begonnen hat."

Wolfgang berichtete mit kurzen Worten, wie er gleich nach seiner Ankunft den Maigefallenen auf dem Friedhofe einen Besuch gemacht und dort sein eigenes Grab gefunden habe. Er schloß damit, daß er die Inschrift zitirte, welche er Wort für Wort auswendig wußte.

„Es konnte mir nicht schwer fallen, die Stifterin des Denkmals, die Verfasserin dieser Inschrift zu errathen," fuhr er fort und gab sich den Anschein, als bemerke er die glühende Röthe nicht, die sich über Friederikens bleiches Antliz ergossen hatte. „Es war der Nachruf einer trauernden Braut an den Bräutigam, der im Kampfe für seine politische Anschauung gefallen war, durch welche er sich schon im Leben zu der Braut in trennenden Gegensaz gestellt hatte. Mehr als er je geahnt und verdient, hatte er die Liebe dieses Mädchens besessen, welches ihm, troz seines politischen Irrthums, ihre Treue bis über das Grab hinaus zu halten gelobte. Konnte ich auf Jemand anders rathen als auf Ihre Schwester Albertine?"

Friederike antwortete durch ein stummes Kopfschütteln.

„Und dennoch befand ich mich auf falscher Fährte," sagte Wolfgang. „Ich war bei dem Bildhauer, der den Denkstein verfertigt und die Inschrift hinein gemeißelt hat, und nach seinen Mittheilungen, die an Genauigkeit Nichts zu wünschen übrig lassen, kann kein Zweifel darüber bestehen, daß Stein und Inschrift von Ihnen stammen, Friederike."

Die Angeredete hatte ihr brennendes Antliz von Wolfgang abgewendet. Sie befand sich in Verwirrung, ja in Angst.

„Ich bin zu Ihnen geeilt, um mir die neue Deutung dieser Inschrift zu holen," fuhr Wolfgang in dringendem Tone fort. „Wenn Sie von menschlichem Irren sprechen, Friederike, für das ich in den Tod ging, so kann darunter unmöglich meine politische Richtung gemeint seyn, denn wir stimmten in Allem überein. Wenn Sie vielleicht ahnten, daß ich Sie liebte, und daß ich, der Hoffnungslosigkeit dieser Liebe wegen, den Tod auf der Barrikade suchte, so war diese Ahnung die richtige. Aber nennen Sie mir den Irrthum, der unsere Herzen trennte; löschen Sie durch ein Wort, nur ein einziges Wort, den trüglichen Schein aus, um den ich mich ins vermeintliche Grab kämpfte, und sagen Sie mir, ich beschwöre Sie, Friederike! was mir auf Ihr liebendes An-

denken, auf Ihre, das Grab überdauernde Treue jenes Anrecht gab, welches Sie dem Lebenden verweigerten und erst dem Todten auf seinem Leichensteine zugestanden."

„Ich kann, ich darf nicht sprechen!" sagte Friederike, die Hände krampfhaft auf die Brust pressend.

Alle Ueberredungsversuche Wolfgangs blieben erfolglos.

„Friederike!" bat er, „lassen Sie in diese marternde Finsterniß nur einen einzigen Lichtstrahl der Aufklärung fallen und ich will mich vorläufig bescheiden. Darf ich wissen, wem damals Ihre Reise galt, die Sie vor Ihrer Familie so ängstlich geheimhielten?"

„Sie dürfen es wissen," antwortete Friederike erleichtert. „Ich habe mich über die Vermögensverhältnisse meines Vaters nie Illusionen hingegeben und wußte, daß ich nach seinem Tode auf meinen eigenen Broderwerb würde bedacht seyn müssen. Daher widmete ich mich mit Ernst und Eifer der Musik. Nun las ich damals in der Zeitung, daß an der Leipziger Gewandthauskapelle die Stelle einer Harfenistin frei geworden sei. In aller Stille reiste ich dahin, um mich persönlich vorzustellen, und da die Reise mit dem Geburtstage meines Vaters zusammenfiel, so schrieb ich den Gratulationsbrief vorher und beauftragte eine Freundin, ihn an einem bestimmten Tage zur Post zu geben, denn weder mein Vater noch meine Schwester durften um mein Vorhaben wissen, das bei ihren aristokratischen Ansichten ihre entschiedenste Mißbilligung erfahren hätte. Meine Reise sollte vergeblich seyn, denn eine andere Bewerberin war mir bereits zuvorgekommen. Hätte ich die Stelle erhalten, so würde ich mich nicht gescheut haben, den Meinigen die vollzogene Thatsache zu melden, aber den mißglückten Versuch verschwieg ich ihnen. Einen andern Zweck hatte jene Leipziger Reise nicht."

„Warum aber," frug Wolfgang, dem dieser Zusammenhang einleuchtete, „ließen Sie mich glauben, daß Ihre geheime Reise einem Herzensgeheimniß gegolten habe?"

„Sie gaben der Sache selbst diese Auslegung und ich ließ Sie dabei, weil ich darin das Mittel erkannte, Sie von mir fern zu halten."

„Warum wollten Sie mich von sich fernhalten?" frug Wolfgang mit sanftem Vorwurfe.

Friederike schwieg, das Gesicht abwendend.

„Gönnen Sie mir nur noch eine einzige Frage," bat Wolfgang, es soll die lezte seyn. „Wer war der Mann, den ich mit meinen Augen in jener Nacht, wo das Opernhaus niederbrannte, vor Ihrem Fenster sah?"

Friederike blieb stumm, aber in ihrem Antliz, in ihren gefalteten Händen bekundete sich eine tiefe Seelenqual, die sich in einem Strome von Thränen Bahn brach.

„Ich will nicht weiter in Sie dringen, Friederike," sagte Wolfgang, dem es weh that, diese Thränen verursacht zu haben. „Unter allen Räthseln, von denen ich mich seit meiner Rückkunft umgeben sah, ist der Widerspruch zwischen der ablehnenden Haltung, welche Sie einst gegen mich einnahmen, und jener Nachschrift, die Sie unter mein erloschenes Dasein setzten, das Einzige, welches noch der Lösung wartet. Soll es mir, stets unaufgelöst bleiben, — gerade dieses Eine, das mir das Wichtigste ist? Wie groß, wie edel, wie aufopferungsfähig zeichnet sich mir Ihr Charakterbild! Das Geständniß jener Grabinschrift könnte mir, dem Lebenden, das höchste Glück erschließen. Was Sie erst vom Himmel erhofften, könnte uns schon die Erde bieten! Kein Hinderniß, keine Braut stände mehr zwischen uns! Und dennoch — jener dunkle Punkt! — Friederike!" flehte Wolfgang und ergriff stürmisch ihre Hand, „wenn ich Ihnen Etwas zu verzeihen oder, lassen Sie mich sagen, zu vergessen hätte —, ich will es, ich kann es! Sie haben es hundertfach um mich verdient!"

Friederike richtete sich stolz auf: „Sie haben mir nichts zu verzeihen, nichts zu vergessen!" sagte sie in festem Tone. Aber nur einen Augenblick verharrte sie in dieser stolzen Haltung. Wie von einem plötzlichen unnennbaren Schmerze überwältigt, rief sie: „O, mein Gott! Ich habe eine schwere Bürde getragen, — ich kann fast nicht mehr weiter! Aber was zwischen uns liegt, Wolfgang, vermag ich nicht zu entfernen! Wenn Das in die Macht eines Menschen gegeben ist, so ist es meine Schwester. Nur an sie allein können Sie sich wenden."

„Ich eile zu ihr!" sagte Wolfgang entschlossen und drückte einen Abschiedskuß auf Friederikens Hand.

Friederike folgte dem stürmisch Davongehenden, um ihn nochmals vor Trimborn zu warnen und ihm die Sorge für seine Sicherheit ans Herz zu legen.

Als sie sich allein sah, schüttelte sie kummervoll das Haupt.

„O, Albertine!" flüsterte sie zweifelnd, „wenn Steine sich erweichen lassen, dann wirst Du das schwarze Siegel am Buche meines Lebens lösen. Dann wirst Du es wagen, die Verachtung dieses Mannes auf Dich zu laden in einem Augenblicke, wo Du seiner Achtung mehr als je bedarfst; denn an seiner Großmuth hängt Dein und der Deinigen Geschick!"

IX.

In mißmuthiger Stimmung befand sich an diesem Abende Wolfgang auf seinem Zimmer im Hotel. Brennend vor Begierde aus Albertines Munde das erlösende Wort zu vernehmen, sich das

Hirn zermarternd, wie es denkbar sei, daß sie ein neues Licht auf einen nicht wegzuleugnenden Vorgang zu werfen vermöge, der Friederike mit einem Makel behaftete und für den es doch eine Entschuldigung, eine Deutung geben sollte, die sie berechtigte, ein Verzeihen oder Vergessen des Geschehenen stolz abzulehnen, — war Wolfgang mit beflügelten Schritten nach der Einhornapotheke geeilt, um hier zu erfahren, daß Albertine mit ihrem Gatten verreist sei. Da stand er nun mit seiner fieberhaften Ungeduld zwecklos am gesuchten Ziele seiner Wanderung, auf den nächsten Tag vertröstet und sich wieder selbst überlassen. Nicht in die Arme der unvorbereiteten Mutter durfte er eilen, die ihm so nahe war, und auch zu Friederiken konnte er so ganz unverrichteter Sache heute nicht mehr zurückkehren. Troz des ihr gegebenen Versprechens, dem gefährlichen Boden dieser Stadt zu entfliehen, mußte er sich ihm noch eine Nacht anvertrauen und kehrte ins Hotel zurück. Die Abwesenheit des Rabeling'schen Ehepaars gab ihm auch zu denken. Es war ein übel gewählter Zeitpunkt zu einer Reise, wenn dieselbe nicht mit der neuesten Lage der Dinge in Verbindung stand, die Beide eigentlich hätte hier festhalten müssen. Verbarg sich dahinter etwa ein neuer Schachzug Rabelings? Hatte er seine Frau nicht zurücklassen mögen, oder befand sie sich mit ihm im Einverständnisse? Wolfgang war von einem tiefen Mißtrauen gegen Albertine erfüllt, seit die Erfahrung von heute Vormittag ihm ihr falsches Spiel enthüllt hatte. Vielleicht wollte sie ihm ausweichen, und in diesem Falle war von ihr nur umso weniger zu hoffen. Diese Gedankengänge mit ihren Schlußfolgerungen versezten Wolfgang in eine unruhige Stimmung. Er kam sich vor, wie von einem Neze umgarnt. Er konnte es zwar zerreißen, dennoch fühlte er, daß Dieß nicht die richtige Lösung seiner eigenthümlichen Situation seyn würde. Er hätte sich gern Bewegung und Zerstreuung gegönnt, aber, Friederikens dringender Bitten eingedenk, wollte er sich nicht mehr als unbedingt nöthig war, in der Oeffentlichkeit zeigen, und so hatte er sich in sein Zimmer gebannt, die Zeit zum Schlafengehen zu erwarten und doch die Nacht fürchtend, von der er wußte, daß sie ihm ebensowenig wie die vorige Ruhe und Erquickung bringen werde.

Mit Einbruch der Dunkelheit hatte Wolfgang die beiden Kerzen angezündet und sich aus dem unteren Gastzimmer einige Zeitungen bringen lassen, in denen er las, ohne daß ihr Inhalt seine Aufmerksamkeit zu fesseln vermochte. So sehr ihm sonst, als geübtem Journalisten, die Fertigkeit eigen war, die gedruckte Chronik des Tages mit raschem Blick zu überfliegen und kritisch zu sichten, so dilettantisch betrieb er heute dieses Geschäft, gleich

dem gewöhnlichen, gedankenlosen Zeitungsleser. Während sein Geist zwischen den Weltereignissen und den eigenen persönlichen Angelegenheiten unstät umherirrte, umgab ihn unsichtbar, aber vernehmlich, das geschäftige Treiben des Hotels; Klingeldrähte rasselten draußen den Korridor entlang, den fernen Schall von Glocken weckend; behende Kellnertritte hüpften vorüber; dann und wann auch war das Poltern schwerer Koffer, die auf den Boden gesezt wurden, das ungenirte laute Sprechen kommender oder gehender Gäste hörbar. Von diesem ruhelosen Hin- und Wiederfluthen sollte plözlich eine Welle auch den Weg zu Wolfgang finden. Es klopfte an seine Thür. „Herein!" rief er, von der Zeitung aufblickend.

Die Thüre öffnete sich und hinter dem Eintretenden folgte ein Kellner, der ihn heraufbegleitet hatte und mit einer Handbewegung gegen Wolfgang sagte: „Das wird der Herr seyn, den Sie suchen."

„Er ist's. Ich danke Ihnen," erwiderte Wolfgangs Besucher, der kein Anderer war, als der Reisegefährte und Führer von gestern, dessen geheimnißvolles Inkognito Friederike warnend enthüllt hatte.

„Befehlen Sie etwas?" wandte sich der Kellner an Wolfgang, im Begriffe, wieder zu gehen.

„Frisches Trinkwasser für die Nacht," gab dieser zur Antwort. „Darf ich fragen," redete er seinen Gast an, „welchen Wein Sie am Liebsten trinken?"

Der Gefragte lehnte dankend ab, worauf der Kellner verschwand.

Wolfgang konnte sich eines eigenthümlich beengenden Gefühls nicht erwehren, als habe sein Verhängniß die Schwelle überschritten. Er hatte, gegen Friederikens dringenden Rath, bereits etwas versäumt, das er nun nicht mehr nachholen konnte. Er wußte es: dieser Mann wollte Etwas von ihm und kam in keiner friedfertigen Absicht. Wolfgang hatte bemerkt, daß er mit einer gewissen Hast eingetreten war, als sei sein Besuch dringender Art; mit der Entfernung des Kellners schien er jedoch sein eilfertiges Wesen vollständig abgelegt zu haben.

„Sie haben gestern durch mich eine Reihe von Aufschlüssen erhalten," leitete Trimborn die Unterhaltung ein, nachdem er auf dem dargebotenen Stuhle Plaz genommen hatte, „Aufschlüsse über schwere, ja verbrecherische Täuschungen, die man sich mit Ihnen erlaubt hat. Aber noch bin ich Ihnen eine Aufklärung schuldig geblieben. Zwar fügt sie den Täuschungen, deren Opfer Sie wurden, kein neues Verbrechen hinzu, dennoch ist sie vielleicht von

allen die empfindlichste für Sie; denn sie richtet sich — gestatten Sie mir den Ausdruck — gegen Ihre persönliche Eitelkeit.

„Vielleicht würde es zur Stärkung des gegenseitigen Vertrauens beitragen,“ erwiderte Wolfgang, „wenn Sie sich mir endlich mit offenem Visir zeigen wollten.“

„Zu der Mittheilung, die ich für Sie bereit halte, wird Dieß ohnehin nöthig seyn, Herr Wolfgang Ritter. Wenn Sie einem früheren Hausgenossen etwas mehr Beachtung geschenkt hätten, so würden Sie vielleicht schon gestern einen alten Bekannten in mir herausgefunden haben. Ich bin Trimborn, damals wie heute noch Gehilfe bei Ihrem Vetter Rabeling.“

„Sie versprachen mir also eine Aufklärung,“ sagte Wolfgang, die eben erhaltene Auskunft gleichgiltig hinnehmend, „wobei meine persönliche Eitelkeit ins Spiel kommt.“

„Allerdings,“ antwortete der Gefragte und konnte ein hämisches Zucken um seinen Mund nicht verbergen. „Ich glaube wenigstens, daß die Eitelkeit nicht empfindlicher getroffen werden kann, als wenn man Unglück in der Liebe hat. Und dieses Malheuer ist Ihnen allerdings einmal passirt.“

Wolfgang war frappirt, denn damit konnte nur seine Leidenschaft für Friederike gemeint seyn. Wie konnte dieses Geheimniß, das er fest in seiner Brust verschlossen trug, außer Friederike noch einen Mitwisser gefunden haben?

„Es gab einen Rivalen um den Gegenstand Ihrer Neigung, dessen Rechte älter waren, als die Ihrigen,“ fuhr Trimborn unter einem siegesbewußten Lächeln fort und zeigte die beiden Reihen perlenweißer Zähne, als bildeten diese die illustrirenden Trophäen zu seiner Rede. Aber er besaß nicht nur ältere Rechte, sondern er wußte sie auch zu behaupten. Jener nächtliche Besuch, den Ihnen der Widerschein der Feuersbrunst im Nachbarhause zeigte —“

Der Sprechende wurde hier durch das Eintreten des Kellners unterbrochen, der eine gefüllte Wasserkaraffe brachte und diese auf den Waschtisch stellte. Hätte Wolfgangs Gast nicht vorher schon jede Erfrischung abgelehnt, so würde er geglaubt haben, dieser fühle das Bedürfniß zu trinken, mit solch durstigem Blicke war Trimborns Auge der Karaffe in der Hand des Kellners gefolgt.

„Nun, jener nächtliche Besuch?“ nahm Wolfgang, als Beide wieder allein waren, den Faden des Gesprächs selber auf. Er befand sich in peinlicher Spannung, denn daß Trimborn sein bevorzugter Nebenbuhler um Friederikens Gunst gewesen seyn könne, wäre ein zu plözliches, zu grelles Licht in das bisher noch unaufgeklärte Dunkel gewesen, als daß es Wolfgang nicht hätte blenden und an Friederike irre machen sollen.

„Lassen Sie mich beim Anfang beginnen,“ ergriff Trimborn,

dem die innere Unruhe Wolfgangs nicht entgangen war, das Wort. „Lange bevor Sie Ihre Braut kennen lernten, hatte diese ein Verhältniß mit mir."

„Ah!" entfuhr es Wolfgangs Lippen. Ein Alp war von seiner Brust genommen.

Trimborn hatte keine Ahnung davon. Aus seinen Augen sprühte schneidender Hohn, er klang aus seiner Stimme, ja, er schien auf seinen weißen Zähnen zu glänzen, während er in seiner Rede fortfuhr: „Anfangs war es nur eine Tändelei, zu welcher die nahe Nachbarschaft Anlaß gab. Aber dabei bleibt die Liebe nicht stehen, denn sie macht den Menschen schwach, und Das eben ist ein Theil ihrer Stärke. Ist mit der Außenseite eines Mannes," bemerkte er mit prahlerischer Selbstgefälligkeit, „der Geschmack des Mädchens getroffen, begünstigt die Gelegenheit einen gegenseitigen Verkehr, welcher den Reiz des persönlichen Umgangs mit jedem Tage neu auffrischt, kommt dazu noch die Heimlichkeit, das Wagniß, die Gefahr, — so ist aller Stolz eines Mädchens, alles aristokratische Selbstgefühl einer Geheimrathstochter zu schwach, um die wachsende Macht des Herzens zu bekämpfen, wenn auch der Geliebte," — er begleitete diese Worte mit einem höhnischen Lachen — „ein noch so armer Teufel, seine Zukunft noch so aussichtslos, der väterliche Widerstand gegen eine solche Verbindung noch so wahrscheinlich ist. Wir waren glücklich und lebten nur dem Augenblicke, ohne uns mit der Frage zu ängstigen, wohin uns dieses Verhältniß führen werde.

Der Erzählende hielt inne und fuhr dann mit einem gehässigen Blicke auf Wolfgang fort:

„Da kamen Sie dazwischen! Ich bemerkte, wie Ihre Besuche im Hause des Geheimraths immer häufiger wurden, und fing an, Sie als meinen Nebenbuhler zu betrachten; aber Albertine leugnete jedes ernstere Interesse ab. Sie leugnete auch den Briefwechsel, den sie mit Ihnen später unterhielt, sie leugnete Alles, bis Sie an einem Maiabende unerwartet zurückkehrten und ich aus Rabelings Munde ihre Verlobung mit Ihnen erfuhr. Sie hatte nicht den Muth gehabt, mir die Wahrheit zu bekennen, und stellte es mir anheim, mich mit der vollzogenen Thatsache abzufinden. Von nun an ließ sie sich nicht mehr allein im Garten blicken und wußte mir auch sonst überall auszuweichen. Ich aber war nicht der Mann, der sich auf so bequeme Weise abschütteln ließ. Ich schrieb ihr einen Brief und bestand darauf, daß sie mir in einer persönlichen Zusammenkunft die Erklärung ihrer Handlungsweise geben müsse, wenn sie nicht wolle, daß ich diese Erklärung ohne Weiteres von ihrem Bräutigam fordere. Daraufhin bewilligte mir Albertine die Zusammenkunft. Es gab dazu eine

prächtige Gelegenheit: die nach dem Garten gelegenen Gemächer Friederikens, zu denen mir der Weg über das eiserne Gartengeländer offen stand. Zwar waren die Zimmer von der sonst abwesenden Schwester bewohnt. Albertine wartete jedoch die Zeit ab, bis Friederike schlief, schlich sich dann durch das Schlafgemach in das anstoßende Zimmer und öffnete leise das Fenster nach dem Garten, wo ich mich schon vorher, begünstigt durch die Dunkelheit, hinter dem Gebüsch versteckt gehalten hatte. Unter Thränen gestand mir nun Albertine, daß sie nur dem starren Willen ihres Vaters gehorcht habe, indem sie sich zu dem Verlöbniß mit Ihnen entschloß. Er sei an ihren Gehorsam gewöhnt und dazu habe er ihr seine mißliche Vermögenslage entdeckt. Wenn er pensionirt würde, was er bei seinen vorgerückten Jahren jederzeit zu erwarten habe, oder gar stürbe, so stünde sie vor einer trostlosen Zukunft. Es sei daher nothwendig, daß sie jezt, wo der äußere Schimmer der Wohlhabenheit noch nothdürftig aufrecht erhalten werde, einem vermögenden Manne die Hand reiche. Daher habe sie der Stimme der Vernunft und der Pflicht gehorcht und ihr Herz schweigen lassen. Für mich war Das ein schlechter Trost, aber zu einem Meinungsaustausche kam es nicht. Welcher unliebsame Zwischenfall diese Zusammenkunft störte, wissen Sie selbst; denn als ich, durch den Feuerschein aufgescheucht, meinen Weg wieder über das Geländer nehmen wollte, bemerkte ich Sie am Fenster. Auch Albertine sah durch einen Zeugen aus dem Hause selbst unsere heimliche Zusammenkunft verrathen, und in ihrer Seelenangst nahm sie ihre Zuflucht zu ihrer Schwester. Der Schein sprach ohnedieß bereits gegen Friederike, an deren Fenster das Stelldichein beobachtet worden war. Bei ihr handelte es sich nicht um den Verlust eines reichen Bräutigams, sie war auch dem Vater nicht so ans Herz gewachsen, wie Albertine, — sie konnte den Fehltritt, der weniger folgenschwer auf sie zurückfiel, auf ihre Schulter nehmen. Albertine flehte sie fußfällig darum an und Friederike ließ sich von der Verzweifelnden erweichen und schwor ihr, das Geheimniß bis ins Grab bewahren zu wollen."

Trimborn schwieg. Der Effekt, den er sich von seinen Enthüllungen versprach, blieb allerdings nicht hinter seiner Erwartung zurück; denn er sah seinen Zuhörer überwältigt in den Stuhl zurücksinken und wie geblendet die Augen mit den Händen bedecken. Aber während Trimborn dahinter die knirschende Demüthigung eines schwer getäuschten Bräutigams zu erkennen vermeinte, ging in Wolfgangs Seele etwas ganz Anderes vor. Er hatte jezt keinen Raum, um Verachtung oder Ingrimm in sich aufkommen zu lassen. Er athmete nur in dem seligen Bewußtseyn, Friederike jezt in ihrer ganzen Reinheit und Unschuld erkannt

zu haben. Blieb auch ein Vorwurf gegen sie zurück, daß sie ein so großherziges Opfer einer schlechten Sache gebracht und eine Treulosigkeit verdeckt hatte, die einem Betruge gegen den arglosen Bräutigam gleichkam, so war er doch überzeugt, daß sie sich auch von diesem Tadel werde reinigen können. Er verstand jezt die Thränen, die ihr heute seine drängende Frage nach jenem nächtlichen Besucher entlockt hatte; er begriff ihre Hindeutung, daß nur Albertine das befreiende Wort zu sprechen vermöge; er kannte nun den Maßstab für die Bürde, die Friederike bisher getragen, und deren Gewicht sie bei der Wiederkunft des Todtgeglaubten, von dem sie sich so schwer mußte verkennen lassen, aufs Neue und um so drückender fühlen mußte. Aber auch der glühende Haß, mit welchem ihn Trimborn verfolgte, war für Wolfgang jezt kein Räthsel mehr, und daß dieser Haß noch heute unvermindert fortbestand, dafür bürgte ihm die rückhaltlose Entdeckung seines Liebesverhältnisses, wobei es darauf abgesehen war, den ehemaligen Rivalen empfindlich zu demüthigen und über ihn zu triumphiren.

Trimborn hatte sich inzwischen erhoben und ging im Zimmer auf und ab. Als Wolfgang mit einer Miene, in welcher er seine wahre innere Bewegung sorgfältig verleugnete, wieder aufblickte, sah er ihn eben eine Wendung gegen den Waschtisch machen, auf welchem die frischgefüllte Wasserflasche stand. Es war, als habe er, ungesehen von Wolfgang, trinken wollen, diese Absicht nun aber wieder aufgegeben, — eine Schüchternheit, die umsomehr auffiel, als sie mit Timborns sonstigem Wesen nicht in Einklang stand.

„Wozu sollte ich leugnen", nahm Trimborn seine Mittheilungen wieder auf, indem er an seinen vorigen Plaz zurückkehrte, „daß mir Ihre Theilnahme an der Revolution ein willkommenes Mittel war, Albertine von ihrem Bräutigam zu befreien? Das frühere Verhältniß war damit wieder hergestellt, die süße Gewohnheit trat wieder in ihr altes Recht ein. Als der Geheimrath starb, hätte meiner Heirath mit Albertine nichts mehr im Wege gestanden, wenn der beiderseitige gute Wille das einzige Erforderniß zur Schließung einer glücklichen Ehe gewesen wäre. Aber so hold mir Gott Amor war, so wenig lächelte mir Fortuna. Ich war und blieb in meine armselige Gehilfenstellung eingeschraubt, so verzweifelte Mühe ich mir auch gab, mich zu einer Existenz emporzuarbeiten, die Hunderttausenden vergönnt ist und ihnen die Gründung eines eigenen Herdes gestattet. Mein Prinzipal verstand es besser, das Glück unter seine Fäuste zu zwingen. Die Hand der schönen Nachbarin, deren Besiz das Ziel meiner heißesten Wünsche bildete, war mehr, als der ungelenke Bursche je erhoffen konnte, und doch ließ er sich bei dieser Verbindung zum Theil durch

schlaue Berechnung leiten. Als einstiger Erbe Ihrer Mutter wollte er schon bei deren Lebzeiten einen Vortheil von ihrem großen Vermögen genießen, und unter dem Vorwande, sie ihrer einsamen Verlassenheit zu entreißen und ihr den Sohn zu ersetzen, suchte er sie zu bestimmen, zu ihm in die Residenz zu ziehen. Er hatte auch noch einen anderen gewichtigen Grund. Wie ich jezt die Dinge kennen gelernt habe, mochte er sein Geheimniß nicht für sicher halten, so lange Ihre Mutter frei mit der Außenwelt verkehrte und leicht durch einen Zufall erfahren konnte, daß ihr todtgeglaubter Sohn noch lebe. Daher wohl schien es ihm von Wichtigkeit, die getäuschte Frau innerhalb seiner eigenen Welt unter hermetischen Verschluß zu bringen. Er selbst war nicht der Mann, um einer Dame von der Bildungsstufe Ihrer Mutter ein anziehendes Heim zu bieten, aber er kannte deren Zärtlichkeit für die ehemalige Braut des beweinten Sohnes, und so mußte diese die Anziehungskraft werden. In ihr fanden die Interessen Aller ihren Vereinigungspunkt. Ihre Mutter erblickte in dieser Heirath eine geeignete Form zu einem Familienleben, von dem sie sich einigen Ersaz für die verlorene Stütze ihres Alters versprechen durfte, und kaufte für ihren Neffen die damals ausgeschriebene Einhornapotheke. Die verwaiste Albertine gehorchte auch dießmal der Stimme der Vernunft und reichte dem Manne ihre Hand, der ihr eine gesicherte Zukunft zu bieten vermochte. So hatte ich abermals das Nachsehen und mußte noch froh seyn, daß mich Rabeling aus dem kleinen Droguenladen gnädig mit in seine Apotheke hinübernahm. Aber ich sezte dem ungerechten Schicksale, welches mir den Besiz des Weibes versagte, das ich liebte und von dem ich wieder geliebt wurde, meine Philosophie entgegen. Ich verzichtete auf ihren Besiz, aber nicht auf ihre Liebe, und der hochmüthige Emporkömmling, der sich ihren Gatten nannte, ahnte nie, wie reich ich für seine brutalen Launen entschädigt wurde und weßhalb ich diese mit scheinbarer Demuth ertrug. Seine Gebieterin gehorcht meinem Winke, gehorchte ihm noch gestern, als Sie nach einer Zusammenkunft mit ihr verlangten; denn ihr Erscheinen im Glashause war nur das Resultat eines stummen Zeichens, das ich ihr durch die Umstellung einiger Blumentöpfe gegeben. Ich überlasse Ihnen nun, den Werth des Denkmals, das Ihnen die ehemalige Braut errichtete und mit einer rührenden Grabinschrift versehen ließ, selbst zu bestimmen; jedenfalls werden Sie gut thun, dieselbe nur in hochplatonischem Sinne zu nehmen. Und was sie gestern zur Bestätigung dieser Inschrift mündlich hinzugefügt haben mag, — hüten Sie sich, ihm eine für Sie allzugünstige Deutung zu geben: sie hat ein naheliegendes Interesse daran, den Wiederauferstandenen, der ihren Gatten

als Betrüger entlarven und ihre angenehme äußere Lebenslage vernichten kann, in guter Laune zu erhalten."

Wolfgang war starr, — weniger über das treulose Doppelspiel, welches Albertine als seine Braut mit ihm getrieben und nun als die Frau des an seine Stelle getretenen Vetters fortsezte; denn einmal durch ihr schwaches Herz in die Macht dieses Dämons gegeben, war sie derselben als Braut wie als Gattin verfallen, und über ihrer Ehre schwebte wie ein Damoklesschwert die sichere Gefahr der Brandmarkung, wenn sie sich seinem Willen nicht beugte. Weit mehr überraschte ihn die freche Offenheit, mit welcher Trimborn Albertinens Fehltritte aufdeckte und sein fortgesetztes Verhältniß zu ihr enthüllte, das doch mit dem Augenblicke zu Ende seyn mußte, wo er sich dessen laut rühmte. Unmöglich konnte er auf Wolfgangs Verschwiegenheit rechnen; zu keck hatte er diesen herausgefordert, als daß es denkbar erscheinen konnte, derselbe werde sich passiv verhalten und ihn im ungestörten Besitze seines unrechtmäßigen Glücks lassen. Sollte dieser durchtriebene Abenteurer wirklich Alles mit so unerklärlicher Kurzsichtigkeit aufs Spiel gesezt haben, ohne daß noch Etwas im Hinterhalte lauerte? Indem Wolfgang Dieß erwog, erhielt er von Trimborn den Eindruck, als werde er von diesem als ein Zuhörer behandelt, der unschädlich sei oder es werden müßte, noch ehe er zum Reden kam. Hatte Trimborn vielleicht die Häscher bestellt, die den politischen Flüchtling gefangen aus diesem Zimmer führen sollten? Unruhig blickte Wolfgang auf, als er in diesem Augenblicke Schritte vom Korridor vernahm, die sich eilig der Thür näherten. Es klopfte, und aufspringend rief Wolfgang: Herein! Doch war es nur der Kellner, der ihm einen Brief überreichte, den Jemand unten abgegeben hatte. Es war zu dunkel an der Thüre, als daß Wolfgang die Schriftzüge der Adresse zu erkennen vermochte. Doch konnte der Brief nur von Friederike oder von Albertine kommen, denn diesen allein war durch die Billets, die er beiden gesendet, das Hotel, und der angenommene Name bekannt, unter welchem er hier wohnte. Als er näher gegen das Licht trat, erkannte er Albertines Handschrift. Auf dem Kouvert waren die Worte: „Dringend! Sofort zu lesen!" beigesezt. Er riß den Brief auf und las:

„Mein Mann litt vergangene Nacht an furchtbaren Beängstigungen. Ich ahnte, daß Ihre Rückkehr die Ursache derselben sei, und brachte ihn zum Eingeständniß des Betrugs, durch welchen er sich die Anwartschaft auf Ihr Erbe zu sichern wußte. Troz aller Beruhigung, die ich aus Ihren gestern zu mir gesprochenen Worten auch für ihn schöpfen durfte, nahm sein qualvoller Seelenzustand eher zu als ab, und auf mein

dringendes Befragen bekannte er mir heute während einer Reise, daß er in die Hand eines Nichtswürdigen gegeben sei, der aus seiner Lage Nutzen zu ziehen trachte. So schwer mein Mann sich gegen Sie vergangen hat, so bebt er doch reuevoll vor einer That zurück, für welche es keine Sühne gibt. Er zieht den Verlust eines unrechtmäßigen Besitzes der Gemeinschaft mit einem Mörder vor und kehrt nicht wieder in diese Stadt zurück, da Ihr edelmüthiges Herz nicht mehr im Stande ist, die Folgen seines Vergehens, das einen gefährlichen Mitwisser gefunden hat, von ihm abzuwenden.

Ich aber bin zurückgeeilt, um Sie — was auch für mich daraus entstehen möge — vor dem Manne zu warnen, der Sie heute Abend aufsuchen wird, und bitte Sie inständig, weder von Dem zu essen noch zu trinken, das sich im Bereiche seiner Hand befindet; denn er hat vor, Sie durch Gift zu beseitigen.

Albertine."

Wolfgang nahm alle seine Geistesgegenwart zusammen, um sich äußerlich nichts von der Wucht anmerken zu lassen, mit welcher ihn der Inhalt dieser Zeilen traf. Unbeachtet von Timborn, der währenddem im Zimmer auf- und abging, drückte er den Brief an sein Herz, dankerfüllt für die Schreiberin.

Wie schwer sie auch gefehlt hatte, — diese Warnung, durch die sie Wolfgang das Leben rettete und sich selbst der Rache des Meuchelmörders preisgab, in dessen Händen ihr Ruf und ihre Ehre ruhten, machte Vieles wieder gut.

Während Wolfgang vor Trimborns Augen den Brief gleichgiltig in die Tasche steckte, traf dieser Anstalt zum Gehen.

„Sie wissen jezt Alles, was ich Ihnen zu sagen hatte," äußerte er, nach seinem Hute greifend, „und so will ich Sie denn von meiner Gegenwart befreien."

Wolfgang blickte im Zimmer umher. Es war nichts Eßbares, nichts Trinkbares vorhanden, als das Wasser in der Karaffe, die heute schon wiederholt eine für Wolfgang jezt erst verständlich gewordene Anziehungskraft auf Trimborn ausgeübt hatte. Auf seinem lezten Rundgange durch das Zimmer war Trimborn in unmittelbarster Nähe des Waschtisches vorübergekommen, auf welchem die Karaffe stand, während Wolfgang, mit der Lektüre des Briefes beschäftigt, seinen Gast unbeobachtet gelassen hatte.

„So haben Sie bereits Ihren Zweck erreicht?" sagte Wolfgang wie in Erwiderung auf Trimborns lezte Rede, womit dieser sich verabschieden wollte.

„Bereits?" frug Trimborn forschend, „inwiefern bereits? Sollten Sie an meinen Ausführungen noch nicht genug haben? Oder meinen Sie, daß ich mich auf eine Belohnung gefaßt gemacht hätte?"

„Eigentlich besäßen Sie Anspruch auf eine Belohnung, denn ohne Ihre Dazwischenkunft schwämme ich jezt wieder auf dem Meere, ohne Ahnung von den verborgenen Schätzen, die Sie mir erschlossen haben. Ich zweifle nicht, daß Sie die reinsten Absichten dabei verfolgten," fuhr Wolfgang fort, indem er nach dem Waschtische schritt, ein Glas Wasser einschenkte und dasselbe seinem Gaste präsentirte, „Absichten, so rein wie dieses Wasser, von dem ich Sie zu trinken bitte."

Trimborn lehnte ab, während er die Farbe wechselte.

„Trinken Sie!" donnerte Wolfgang, der seinen bisher niedergehaltenen Zorn nicht länger mehr bemeistern konnte.

„Vor einem Wahnsinnigen weiß ich mich zu schützen!" rief Trimborn und stürzte nach der Thüre.

Aber Wolfgang erfaßte ihn am Rocke und schleuderte ihn mit Riesenkraft in das Zimmer zurück, drehte den Schlüssel im Schlosse um und steckte ihn zu sich.

„Bekennen Sie, daß Gift in diesem Wasser ist," forderte Wolfgang ihn auf, „oder trinken Sie davon!"

Er hatte den Zurückweichenden in eine Ecke gedrängt und stand dicht vor ihm, das Glas ihm an die Lippen haltend, die sich krampfhaft aufeinanderpreßten. Bleich, geknickt und zitternd lehnte Trimborn ab, während er mit gierigen Tigeraugen vergebens nach einem Ausweg suchte.

„Verrath! Feiger Verrath!" knirschte er mit unsäglicher Wuth, als Wolfgang, von der Vergeblichkeit seiner Aufforderung überzeugt, von ihm zurücktrat. „Aber die Stunde der Rache wird schlagen!"

„Ich werde dafür sorgen, daß sie nicht so bald schlägt," rief ihm Wolfgang verachtungsvoll zu und riß hastig am Klingelzuge. Mit seiner imposanten Gestalt die Thüre deckend, befahl er dem erscheinenden Kellner, sofort den Wirth des Hotels zu schicken.

Trimborn schien inzwischen andern Sinnes geworden. Er warf sich vor Wolfgang nieder und flehte um Gnade.

Dieser sah auf den Erbärmlichen herab, der sich zu seinen Füßen im Staube wand. Fast fühlte er etwas, wie eine Regung von Mitleid mit dem Menschen, dessen Geschick in seiner Hand ruhte. Wolfgang hatte noch niemals vorsäzlich Unglück über Jemanden gebracht. Von ihm hing es jezt ab, ob er seinen schwer ge-

bemüthigten Feind dem Kerker überliefern oder ob er ihn seinem Schicksale überlassen sollte, die Vergeltung einem höheren Richter anheimgebend.

Daher war es ihm willkommen, daß die Stimme seines Herzens zugleich von dem erwägenden Verstande unterstüzt wurde. Er mußte sich gestehen, daß er selbst den Kerkermauern verfallen war, welchen den Meuchelmörder zu übergeben er im Begriffe stand. Nie war ihm so der schreiende Widerspruch des strafenden Gesetzes zu der sittlichen Gerechtigkeit aufgegangen, wie in diesem Augenblicke, wo er sich bekennen mußte, daß er in den Augen des Staates dem Verbrecher gleich geachtet wurde, den er auf einem meuchlerischen Anschlage gegen sein Leben betroffen hatte.

Er konnte den Mörder nicht den Gerichten zuführen, konnte nicht als Ankläger in den Richtersaal treten, ohne seine eigene Freiheit aufs Spiel zu setzen und das Schicksal des Angeklagten zu theilen. Aber da klopfte es schon an die Thüre und draußen stand der von ihm selbst zitirte Wirth. Wolfgang war rasch mit sich im Klaren, wie weit er gehen durfte, gehen mußte. Er schloß die Thüre auf und ließ den Wirth eintreten.

„Dieser Mann hier," redete er den Hotelbesitzer an, während er seinen Gefangenen, der sich inzwischen wieder erhoben hatte, mit eiserner Faust festhielt, „dieser Mann, Trimborn mit Namen und Gehilfe in der Einhornapotheke, kam in der Absicht her, mich zu vergiften. Nehmen Sie jene Karaffe und lassen Sie dieselbe unversehrt mit ihrem Inhalte sofort der Polizei ausliefern. Die chemische Untersuchung wird ergeben, daß das Wasser Gift enthält. Für das Weitere werde ich Sorge tragen."

Mit einem Blicke des Staunens und Abscheus auf Trimborn und unter Worten tiefen Bedauerns, daß ein so beklagenswerthes Vorkommniß sich in seinem Hotel zugetragen, ergriff der Wirth die Karaffe und entfernte sich rasch damit.

„So," sagte Wolfgang, als die Schritte verhallt waren, „jezt bist Du gebrandmarkt, Schurke, — die Schranken sind Dir gezogen, über die Dein flüchtiger Fuß sich nicht mehr zurückwagen darf. Nun geh dahin, wo Du Dich sicher fühlst. Beeile Dich, aus diesem Hause zu entkommen. Ich gebe Dich frei!"

Mit diesen Worten ließ er Trimborn los.

Einen Augenblick stand dieser wie betäubt. Dann streckte sich seine gebeugte Gestalt. Ein tiefer Athemzug hob seine Brust und mit zwei Schritten war er an der Thüre, durch welche er, wie ein Phantom, lautlos entschwand.

X.

Theurer, geliebter Freund!

Wie preise ich den Himmel, der Ihnen die Vorsicht eingab, der Dankbarkeit des Elenden, dem Sie die Freiheit schenkten, nicht zu trauen, sondern noch dieselbe Nacht abzureisen. Trimborn hat sich beeilt, die strafwürdigen Vergehungen seines Prinzipals von Bremerhaven aus der hiesigen Behörde brieflich bloßzulegen, — aber damit nicht genug, er hat auch Sie in seine Denunziationen mit verflochten und Ihre Großmuth mit der Gefährdung Ihrer Freiheit erwidert. Glücklicher Weise athmeten Sie bereits die freie Schweizerluft, als die Polizeibehörde ihre Boten nach dem Hotel und der Einhornapotheke entsandte, um sich mit der gleichen unerbittlichen Logik Ihrer wie Nabelings Person zu versichern zu suchen.

Lassen Sie mich nun zunächst zu der Herzensfrage übergehen, die Sie in Ihrem mich so beglückendem Briefe gestellt haben. Die Antwort darauf ist einfach: Ja! ich bin Ihre Friederike, ich will Ihre Gattin werden, ich darf es jezt werden, nachdem — wenn auch von unwürdigem Munde — der Schwur gelöst ist, der mir das herbe Geschick auferlegte, für fremde Schuld verkannt und verurtheilt zu werden. Ich habe Sie seit der Stunde geliebt, wo ich Ihnen die kranke Mutter brachte. Aber als eine Fügung es wollte, daß Sie sich meiner Schwester verlobten, durfte ich meine Liebe nicht entweihen, indem ich die heilige Schwesterpflicht verlezte. Ich wußte nicht anders, als daß Albertinens Zärtlichkeit ungetheilt dem Bräutigam gehörte, und zog mich von Ihnen zurück; denn ich ahnte den Zwiespalt Ihres Inneren, noch ehe Sie mir ihn gestanden. Es kostete mich einen harten Kampf als es galt, die Ehre meiner Schwester zu retten und die meinige dafür hinzugeben; aber mein Vater war ein Greis, den der Fehltritt seines stets bevorzugten Kindes, an welchem sein ganzes Herz hing, unter die Erde gebracht haben würde. Ich brauchte nicht zu fürchten, mit meiner Selbstopferung eine Treulosigkeit zu beschönigen; denn Albertine versicherte mich, daß ihr Verhältniß zu Trimborn der Vergangenheit angehöre und jene Zusammenkunft, die er sich durch Drohungen erzwang, nur den Zweck gehabt habe, ihm für immer den Abschied zu geben. So nahm ich den Schein der Schuld auf mich, trocknete die Thränen meiner Schwester, bewahrte meinen Vater vor dem härtesten Schlage, der ihn treffen konnte, und — ja, ich gestehe es offen! — hoffte Ihnen dadurch den Kampf zu erleichtern. Erst als ich vernahm, daß Sie sich

in den tobenden Aufruhr gestürzt, sah ich, was ich angerichtet hatte, und bereute. Aber es war zu spät!

Zu Albertinens Ehre muß ich es sagen: sie hat das Glück, Ihre Braut zu seyn, stets zu würdigen gewußt und den Unterschied zwischen einem ehrbaren Verhältniß und einer unwürdigen Tändelei wohlthuend empfunden. Ich war oft Zeuge der Thränen, die sie Ihnen nachweinte, und schreibe den Rückfall in die Fesseln Trimborns mehr dem Zwange zu, den dieser über sie übte. Daß sie schwer darunter litt, weiß ich; aber ich war ohnmächtig, sie von ihrem Verhängnisse zu befreien.

Dieses Verhängniß war es auch, was mich das Haus meiner Schwester meiden hieß und mich von der ehrwürdigen Dulderin, Ihrer Mutter, fernhielt. Erst dieser Tage habe ich sie zum ersten Male wiedergesehen. Albertine hat ihr vorsichtig beigebracht, daß der als todt beweinte Sohn lebt; aber ihre Freude zu beschreiben ist ebenso unmöglich, als die Ungeduld zu schildern, womit sie die Minuten zählt, bis die noch zu ordnenden Angelegenheiten ihr gestatten werden, Sie an ihr Mutterherz zu drücken. Sie ist wie verjüngt und fühlt sich stark genug, die Reise nach dem Lande der Seen und Gletscher in meiner Begleitung zu wagen. Noch aber macht ihr die Aufregung das Schreiben unmöglich; sie hat daher ihre tausend Muttergrüße mir anvertraut und mich zugleich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß Ihre Absicht, am Genfer See eine Villa anzukaufen, ihre vollkommene Billigung findet. Beglückt durch die Liebe eines ihr neugeschenkten Sohnes und — lassen Sie mich hinzufügen — gepflegt von der Hand einer dankbaren Tochter, hofft sie, dort einen ungetrübten Lebensabend zu genießen. Nur einmal hat Ihre Mutter das vermeintliche Grab ihres Sohnes besucht. Es geschah Dieß gleich nach ihrer Uebersiedelnng in die Residenz, zu einer Zeit, wo der Denkstein noch nicht fertig war. Sie hat dann das Rabeling'sche Haus nicht wieder verlassen und übertrug die Fürsorge für das Grab dem Friedhofsgärtner. Damit erledigt sich Ihre Frage, warum die bescheidene Zierde, die ich dem Hügel beifügte, der Aufmerksamkeit Ihrer Mutter entging.

In einer Hinsicht dürfen Sie Rabeling dankbar seyn. Er hat Ihnen thatsächlich Ihr Erbe gerettet. Als er von Ihrer Theilnahme an der Revolution hörte, faßte er gleich die Möglichkeit ins Auge, daß dieselbe einen schlimmen Ausgang nehmen und der in seine Rechte wieder eingesezte Staat Ihnen dereinst den Antritt Ihres Erbes, das Ihnen, wie er wußte, bereits testamentarisch gesichert war, streitig machen könne. In dieser praktischen Voraussicht reiste er sofort zu Ihrer Mutter nach

Leipzig und veranlaßte sie, ihr Vermögen sofort im Auslande anzulegen und ihr Haus zu verkaufen, was sich, obwohl mit Verlust, auch rasch realisiren ließ. Freilich mochte er dabei auch die Möglichkeit erwogen haben, daß Sie im Kampfe fallen könnten. Dann war nach Ihrer Mutter etwaigem Tode das Vermögen für ihn, als den einzigen Verwandten, selbst gerettet. Diese Sachlage hat ihn denn auch, wie er Albertinen gestanden, dazu verführt, die scheinbare Konstatirung Ihres Todes, die Ihnen die Flucht ermöglichte, zu seinen Gunsten auszubeuten.

Das volle Bekenntniß seines Betruges erwiderte Albertine durch das offene Eingeständniß ihres Verhältnisses zu Trimborn, das ihr immer unerträglicher wurde. Schuld gegen Schuld, sagte sie sich, Demüthigung gegen Demüthigung. Der Augenblick war einem gegenseitigen Verzeihen günstig, — und da stellte sich heraus, daß Trimborn Rabelings Eifersucht gegen Sie, den wiedergekehrten Bräutigam, gelenkt und ihn dadurch für jenes entsezliche Einverständniß gewonnen hatte, welches auf Ihre gewaltsame Beseitigung abzielte. Der Umschwung, der sich durch Albertinens überraschende Eröffnung in dem verlezten Ehegatten vollzog, wurde Ihre Rettung. Seine ganze Wuth richtete sich gegen Trimborn, und Diesen mit zu verderben, war ihm süßer, als seinen unrechtmäßigen Besiz zu bergen und mit Jenem zu theilen.

Albertine will ihrem Gatten nachreisen, der sich über Hamburg nach Amerika eingeschifft hat. Dank der Güte und edlen Freigebigkeit Ihrer Mutter, wird es Beiden nicht an Mitteln fehlen, jenseits des Meeres eine neue Existenz zu gründen.

Mein nächster Brief meldet Ihnen den Tag, an welchem ich die Mutter in Ihre Arme führe, um mich nie wieder von Ihnen zu trennen. Auch die Harfe wird uns begleiten, um künftig nur im engen Heiligthume der Familie zu tönen. Bis dahin leben Sie wohl, innigstgeliebter Freund und einziger Gedanke

Ihrer

Friederike."

Ende.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Höcker, Gustav,

Das Räthsel in Marmor Originalnovelle von Gustav Hoecker

Nürnberg 1880

P.o.gall. 940 y#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11666668-7